



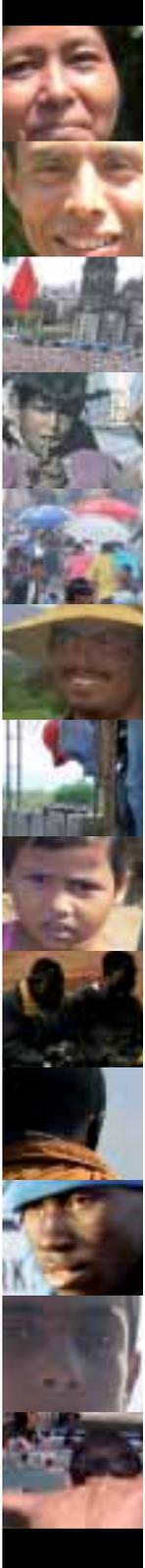
medico international

rundschreiben

04 | 09

www.medico.de





Inhalt

- 03 Editorial
- 04 Kommentar | Der Medizinisch-industrielle Komplex
- 07 Georg Schramm | Liebe Wohltäterinnen...
- 10 Guatemala | Eine kleine Geschichte der Solidarität
- 16 Mexiko | Interview mit Paco Ignacio Taibo II
- 20 Israel / Palästina | Zu Gast bei Unabhängigen
- 24 Projekte – Projektionen | Libanon, Brasilien, El Salvador
- 26 Nicaragua | Rückkehr nach Palmerita
- 31 Bangladesch | Die Gesundheitskooperative von Dhaka
- 34 Navid Kermani | Im Himmel
- 36 Migration | Charlotte Wiedemann über das Trauma des Scheiterns
- 42 medico aktiv
- 45 Michael Obert | Projekte der Emanzipation fördern
- 48 medico Materialliste
- 50 Service / Impressum
- 51 Hans Keilson: Glückwunsch dem 100-Jährigen

Titelbild: Afrikanischer Bootsflüchtling im Auffanglager des Roten Kreuzes auf Fuerteventura, Kanarische Inseln (Spanien). Foto: Reuters

Liebe Leserinnen und Leser,

wir leben in einer Zeit des wissentlichen Irrtums. Wir wissen, dass Steuersenkungen die Politik fortsetzen, die die Voraussetzung für die jüngste Bankenkrise war. Es wird Steuersenkungen geben. Wir wissen, dass das 21. Jahrhundert das Jahrhundert des Hungers werden wird. EU-Agrarsubventionen, Landraub durch Biodiesel und Freihandelszwang für die Armen werden fortgesetzt und Großkonferenzen zum Thema Hunger enden ergebnislos. Wir wissen um die Klimakatastrophe und ihre Ursachen. Die Klimakonferenz in Kopenhagen wird so substanzlos enden wie noch keine vor ihr.

Wir sind eine Wissensgesellschaft, die sehenden Auges und mit Höchstgeschwindigkeit auf eine Betonwand zurast. Und das ist so, weil die Verursacher dabei nicht zu Schaden kommen. Vorschläge wie der des Philosophen Sloterdijk, doch den Steuerstaat ganz abzuschaffen und auf die Spendenfreudigkeit der Reichen zu hoffen, machen aus dem Politikversagen ein Delirium. In unserem Heft kommentiert das Georg Schramm mit einer Rede über die Wohltätigkeit. Gewissermaßen vorab – er hielt sie bereits 1988. Wir danken ihm und den anderen Gast-Autoren: Charlotte Wiedemann, Michael Obert und Navid Kermani. Sie haben uns für dieses letzte Rundschreiben 2009 Texte geschenkt, die „medico-Themen“ ganz eigen wenden.

Man fragt sich, an welcher Stelle die irrwitzige Raserei zum Halten gebracht wird. Letztes Jahr demonstrierten aufgebrachte junge Leute in Griechenland wochenlang gegen die Enteignung ihrer Zukunft. Geordneter zwar, setzen das Schüler und Studenten in diesem Jahr auch bei uns fort. „Reiche Eltern für alle“ heißt ihr satirischer Slogan zur Kommerzialisierung und Neoliberalisierung der Bildung. Aber die Sache an sich ist ernst: Gibt es einen Zugang zur Bildung als Ausdruck des menschlichen Maßes – jede und jeder kann und darf; oder als Ausdruck von reiner Verwertung des Humankapitals: nur wer gewinnbringend ist, kann und soll?

In Palmerita, dem nicaraguanischen Dorf der Landarbeiter, in dem medico seit vier Jahren mit lokalen Partnern arbeitet, spielt Bildung, Ausbildung, Fortbildung eine ganz entscheidende Rolle. Walter Schütz, viele Jahre medico-Projekt Koordinator in Nicaragua, beschreibt das auf anrührende Weise in seinem Bericht vom Wiedersehen mit den Menschen dieses Ortes. Den marginalisierten ehemaligen Kaffeepflückern hatte zuvor niemand Bildung zugestanden und ihnen damit das Vertrauen in ihren Wert und in ihre Zukunft verweigert. In Palmerita gibt es Alphabetisierung für Erwachsene, Schulungen in Landwirtschaft, Ausbildung als psychosozialer Promotor und vieles mehr. Nach anderthalb Jahren Abwesenheit beschreibt nun Walter Schütz die positiven Veränderungen in dem Dorf, die er als einer der Initiatoren des Projektes erhofft aber letztlich nicht erwartet hatte. Wir wissen auch um die Alternativen und vielleicht geht es vor allen Dingen um den Mut, sie zu riskieren.

Herzlichst Ihre
Katja Maurer



Der Medizinisch-industrielle Komplex

Anmerkungen zum Triumph des Lobbyismus

Von Thomas Gebauer

Kaum waren die ersten Fälle von Schweinegrippe im Frühjahr 2009 bestätigt, da sprach Sir Roy Anderson, der gesundheitspolitische Berater der britischen Regierung, bereits von einer sich bedrohlich über alle Länder und Kontinente hinweg ausbreitenden Pandemie. Zum Glück, so fügte er im Interview mit der BBC hinzu, gebe es wirksame Gegenmittel. Dabei ließ Anderson freilich unerwähnt, dass er nicht nur als Regierungsberater tätig ist, sondern für umgerechnet 136.000 € im Jahr auch als Lobbyist für GlaxoSmithKline – eben jenen britischen Pharma-Multi, der – Welch ein Zufall – die von ihm erwähnten Präparate zum Schutz vor der H1N1-Influenza, der sogenannten Schweinegrippe, produziert.

Wirksame Vorkehrungen gegen die Ausbreitung von Krankheiten zu treffen: das gehört fraglos zu den Aufgaben einer verantwortungsbewussten öffentlichen Gesundheitsfürsorge. Die Gewährleistung eines breit angelegten Impfschutzes ist ebenso vernünftig wie der Wunsch von Menschen, sich vor Infektionen schützen zu können. Problematisch wird es, wenn Bedrohungen inszeniert und Ängste geschürt werden. Das Geschehen rund um die Schweinegrippe legt diesen Verdacht nahe.

Nicht die weitaus aggressivere „normale“ saisonale Grippe, die allein in Deutschland alljährlich zwischen 5.000 und 11.000 Tote fordert, beschäftigte in den letzten Monaten die mediale Öffentlichkeit, sondern eine bislang eher milde verlaufende Krankheit: die H1N1-Grippe. Viele Millionen Menschen könnten dennoch an ihr sterben, wenn das Virus in der kalten Jahreszeit erst einmal mutieren würde, warnten Seuchenexperten und ließen dabei außer Acht, dass sich eben diese Befürchtungen in der südlichen Hemisphäre, wo der Winter gerade zu Ende geht, nicht bestätigt haben. Die Angst, die seit dem Frühjahr umgeht, beschert der Pharmaindustrie nun einen goldenen Herbst. Für 20 Mrd. Dollar haben staatliche Gesundheitseinrichtungen in aller Welt Impfstoffe geordert. Auch Impfstoffe, deren Verträglichkeit nicht unumstritten ist. So werden in Deutschland, anders als in den USA, vor allem Vakzine mit Zusätzen zum Einsatz kommen, die ihre Wirksamkeit verstärken sollen und damit die Menge an benötigten Impfviren pro Dosis reduzieren. Diese Zusätze sind im besonderen Fall noch nicht ausreichend getestet. Weil sich die Bundesregierung frühzeitig mit einem Liefervertrag an den Hersteller GlaxoSmithKline gebunden hat, sollen nun 25 Millionen Bundesbürger zu unfreiwilligen Versuchskaninchen eines pharmakologischen Großversuchs werden.

Und das ist das eigentliche Ärgernis: Bei aller Erörterung der möglichen Vorsorgemaßnahmen gegen die H1N1-Influenza ist bislang unklar geblieben, ob darin öffentliche Fürsorgepflicht zum Ausdruck kommt oder die Begleitmusik für private Geschäftsinteressen. Unter Patienten und Ärzten herrscht Unsicherheit, ob Impfungen sinnvoll sind. Was sollen die Leute denn auch glauben, wenn selbst der Vorsitzende der Arzneimittelkommission der deutschen Ärzteschaft eine Inszenierung vermutet, mit der die Pharmakonzerne viel Geld verdienen wollen?

Auf exemplarische Weise spiegelt sich in den Fragen der Leute der Skandal eines Gesundheitswesens, das nicht mehr allein von gesundheitlichen Erwägungen bestimmt wird, sondern zunehmend wirtschaftlichen Vorgaben folgt. Es ist die Verquickung von öffentlichem Auftrag und Geschäftemacherei, die das Geschehen für die breite Öffentlichkeit so undurchschaubar macht. Unabhängige Experten und selbst die Mitarbeiter jener öffentlichen Einrichtungen, die mit der Bekämpfung von Epidemien beauftragt sind, entpuppen sich bei näherer Betrachtung als Lobbyisten der Pharmaindustrie. Impfungen, die ehemals zum Kern gesundheitlicher Prävention zählten, stehen im Verdacht, womöglich nur noch in zweiter Linie die Menschen im Blick zu haben. Wo Vertrauen notwendig wäre, herrscht Misstrauen. Deutlich wird, wie leichtfertig es gewesen ist, das öffentliche Gut Gesundheit immer weiter für den Markt zu öffnen. Zugleich verwundert die Unfähigkeit, aus solchen Fehlentwicklungen die notwendigen Lehren zu ziehen.

Nicht Lobbyismus, nicht unsinnige Therapieangebote und auch nicht überteuerte Arzneimittel scheinen dem neuen Gesundheitsminister Philipp Rösler (FDP) ein Dorn im Auge zu sein, sondern eine „versteckte Planwirtschaft“, die er im deutschen Gesundheitssystem auszumachen glaubt. Nicht die Stärkung eines Vertrauen stiftenden solidarischen Gesundheitswesens scheint ihm am Herzen zu liegen, sondern dessen weitere Öffnung für private Anbieter. Und dabei steht er leider nicht allein. Trotz Finanzkrise und all der Schäden, die sie angerichtet hat, gelten gemeinhin noch immer nicht die notorischen Verfechter des Marktradikalismus als ideologisch Verirrte, sondern diejenigen, die Gesundheit in öffentlicher Verantwortung sehen und mit politischem Handeln etwas völlig anderes verbinden, als nur das Bedienen der eigenen Klientel.

Der Blick in den Koalitionsvertrag der neuen Bundesregierung macht deutlich, um was es geht: Bei aller Unbestimmtheit finden sich in ihm auch Passagen, die die Handschrift der Lobbyisten der Gesundheitswirtschaft erkennen lassen. Was Wunder, dass die sich nun zufrieden zeigen. Die Verbände der Pharmaindustrie und der deutschen Apotheker begrüßten, dass „die Überregulierung des deutschen Arzneimittelmarktes“ überprüft werden soll, aber auch BDA-Präsident Hundt freute sich, werden doch mit dem Einfrieren der Arbeitgeberanteile alle weiteren Preissteigerungen alleine zu Lasten der Versicherten gehen.

Mit bald 300 Mrd. € Umsatz zählt das deutsche Gesundheitswesen zu den wichtigsten Wirtschaftsfaktoren des Landes. Seit Jahren schon gilt die Gesundheitswirtschaft als profitable Wachstumsbranche. Auf kaum noch versteckte Weise versuchen private Leistungsanbieter Anteile aus dem „sozialen Eigentum“ der gesetzlich

**Problematisch
wird es, wenn
Bedrohungen
inszeniert
und Ängste
geschürt werden.**

Krankenversicherten herauszuschlagen – und dies offenbar mit Erfolg! Stolz vermeldete der Krankenhausbetreiber „Rhön-Klinikum AG“ kürzlich eine Gewinnsteigerung um 15%, der börsennotierte weltweit tätige Medizinkonzern „Fresenius“ einen bereinigten Überschuss von 14%, der Pharma-Multi „Bayer HealthCare“, der zuletzt eine eher schlechte Zeit hatte, ein Anwachsen der Gewinne vor Steuern und Abschreibungen um immerhin 12%. Es sind gesunde Gewinne, die aus solchen Zahlen sprechen; Gewinne, die Anteilseignern eine hohe Dividende sichern, aber keineswegs auch eine bessere Gesundheitsversorgung bedeuten. Denn in der Versorgung selbst regiert der Rotstift, und das haben vor allem die chronisch Kranken, die Alten und all jene, die sich keine private Zusatzversicherung leisten können, zu spüren: Menschen, die bekanntlich keine Lobby haben. Auf 7,8 Mrd. € wird das Defizit im deutschen Gesundheitsfonds für das nächste Jahr geschätzt. Es ließe sich mit einem Schlag um 3,3 Mrd. € auf nahezu die Hälfte senken, wenn hierzulande Medikamente nur so teuer wären wie in Großbritannien. Sogar 20 Mrd. € pro Jahr ließen sich einsparen, wenn die Anwendung sinnloser Gerätediagnostik und unsinniger Medikamente gestoppt würde. Und noch einmal 8 - 24 Mrd. € müssten nicht verloren gehen, wenn endlich dem notorischen Abrechnungsbetrug und der unterdessen großflächig im Gesundheitswesen zu beklagenden Korruption der Riegel vorgeschoben würde.

Die Zustände, die im deutschen Gesundheitswesen herrschen, haben eben nichts von „versteckter Planwirtschaft“, aber leider viel von organisierter Kriminalität. Und eben die hat unterdessen auch das Bundeskriminalamt auf den Plan gerufen. Von systematischer Korruption ist in seinen Jahresberichten zu lesen, von Tausenden von Betrugsfällen zu Lasten der Solidargemeinschaften. Immer größere Mittel müssten die gesetzlichen Krankenkassen aufbringen, um den Auswüchsen jenes medizinisch-industriellen Komplexes auf die Schliche zu kommen, an dem Ärzte, Labore, Kliniken, die Pharmahersteller, Apotheker, Zahntechniker, Sanitätshäuser und Krankenkassen-Mitarbeiter mitwirken. Das Netz der Korruption im deutschen Gesundheitswesen sei inzwischen so groß, dass auch die Strafverfolgungsbehörden nicht mehr hinterherkommen. Zu lange, so Transparency International, habe die Politik der Wirtschaft nachgegeben, statt ihr einen Rahmen zuzuweisen, und zu lange habe sie die öffentlich-rechtlichen Körperschaften des Gesundheitswesens sich selbst überlassen, statt nach Kontrollmechanismen zu suchen, die für alle verbindlich sind. Die wunderbare Idee mündiger Bürgerinnen und Bürger verwirklicht sich nur da, wo ihnen Institutionen zur Seite stehen, denen man vertrauen kann.

Die Bedeutung, die solche öffentlichen Güter für das Zusammenleben von Menschen haben, wird mitunter erst dann deutlich, wenn sie verloren sind. Als sich Anfang 2008 auf den Straßen Neapels der Müll türmte, waren nicht ineffiziente Behörden am Werk, sondern private Akteure, die mit der ungeregelten, meist illegalen Müllbeseitigung Milliarden verdienten. Das Chaos war nicht Ausdruck öffentlicher Schlamperei, sondern Ergebnis eines Lobbyismus, dem sich die Stadt Neapel vollständig ergeben hatte. Von „geplanter Barbarei“ (und nicht „versteckter Planwirtschaft“) sprach die FAZ damals, von „einer chronischen Infektion der Demokratie“ als Folge antistaatlicher Zustände, in denen am Ende alleine mafiöse Strukturen triumphieren könnten. Neapel zeige der Welt, wie eine Demokratie aussieht, deren Kern die organisierte Kriminalität ist. ■



Foto: Achim Käflein

Die bürgerliche Wohltätigkeit hat viele Facetten, von denen einige gut erkennbar sind, wenn die Kronleuchter den Ballsaal in festlichem Glanz erstrahlen lassen. Ein Beispiel aus dem Jahr 1988, das leider kaum an Aktualität verloren hat.

Tatort: Steigenberger Inselhotel Konstanz, das „erste Haus am Platz“, Wohltätigkeits-Gala (Abendgarderobe erbeten).

Festredner: Der Psychologe Georg Schramm

Meine sehr verehrten Damen und Herren, Liebe Wohltäterinnen und Wohltäter!

Wir erleben in vielfacher Hinsicht einen bemerkenswerten Abend. Ein exquisites Buffet, schöne Frauen und große Weine einer alten Kulturlandschaft, zusammengeführt in einer festlichen Ballatmosphäre, die wir nicht zuletzt der sorgfältigen Auswahl der Gäste verdanken. Auf den ersten Blick ist es ein scheinbarer Misstand, der diesen glanzvollen Abend hervorbringt. Beim millionenteuren Bau der neuen Kinderklinik fehlen am Ende ein paar zehntausend Mark für die kindgerechte Ausstattung. Professor Schwenk, der Klinikleiter, hat uns ja den unmittelbaren Anlass dargestellt. Lassen Sie uns zunächst für einen Moment der Frage folgen, weshalb derartige Ereignisse wie der heutige Wohltätigkeitsball so selten geworden sind, denn das war nicht immer so.

Es hat ja zu allen Zeiten die großen Bälle der Burschenschaften, Logen, Rotarier und Lions-Clubs gegeben, die wesentlich der Unterstützung und Förderung des männlichen akademischen Nachwuchses dienten. Auch die Stahlindustrie hat zu Beginn des Jahrhunderts, in den schweren Zeiten der Weimarer Republik und in der Krisenzeit der siebziger Jahre den Not leidenden und bedrängten Parteien Unterstützung zukommen lassen. Gänzlich unvergessen aber die Hilfe im Kleinen: Die unzähligen Feste und Basare rühriger Bürgersfrauen, die sich die Finger wund strickten für die wärmende Winterkleidung der einfachen Soldaten, die zum Wohle des aufsteigenden Bürgertums ins Feld zogen.

Natürlich brauchen wir heute keine Pulswärmer mehr für die Infanterie stricken. Und ein Ball wie dieser mit einer Spendensumme von 20-30.000,-DM könnte gerade mal einen Sitzgurt vom Schleudersitz der neuen Abfangjäger unserer Luftwaffe finanzieren. Fraglich ist auch, ob die von uns so beschenkten Kampfflieger die Spende auch mit einem dankbaren Leuchten ihrer dunklen Kinderaugen und einer kleinen Flugvorführung mit dem neuen Spielzeug vergelten

würden. In diesem Bereich ist also aus gutem Grund die Gemeinschaft aller Steuerzahler notwendig und – dies sei anerkennend hinzugefügt – sie wird in diesem Bereich ihrer Aufgabe auch gerecht. Aber wenn man oben den wehrhaften Arm des Volkskörpers mit der finanziellen Decke wärmt, werden unten die Füße kalt. Die Decke fehlt an der Basis des Gemeinwesens. Auch hier gibt es jedoch Grenzen des für die Spendenbereitschaft so wichtigen guten Geschmacks. Stellen Sie sich vor, die oben genannte Summe fehlt im benachbarten Etat: beim Dienstwagen des Landrats reicht es nicht für die S-Klasse. Der Landrat wäre gezwungen, einen nur mit dem unbedingt Erforderlichen ausgestatteten VW oder Opel fahren zu lassen mit allen schädlichen Konsequenzen für seine psychische Entwicklung. Ein Wohltätigkeitsball mit Tanzeinlage der Schreibkräfte und Tombola des Personalrats wäre kaum denkbar, das Spendenaufkommen eher gering. Der adäquate Platz von Wohltätigkeitsveranstaltungen ist deshalb ohne Zweifel der soziale Bereich. Nur hier ist eine finanzielle Lücke sinnvoll und trifft auch auf das schlummernde Bedürfnis potentieller Spender. Es sei auf das in den USA weit verbreitete und bewährte System privater Spendenveranstaltungen hingewiesen, die heute ein wichtiger und unverzichtbarer Bestandteil des gesellschaftlichen Lebens höherer Schichten geworden sind. Wie groß der allseitige Nutzen daraus ist, belegt vielleicht am Besten die Äußerung eines berühmten New Yorker Psychoanalytikers: „Viele Manager und beruflich Selbstständige können ohne ihr soziales und finanzielles Engagement in Welfare-Organisationen die Kälte des Berufslebens nicht mehr ertragen. ...Das soziale Elend ist geradezu notwendig, um dort durch Wohltätigkeit Schuldgefühle abzubauen und der Freizeitdepression und Drogen- und Therapie-Abhän-



gigkeit Besserverdienender vorzubeugen.“ Eine eindrucksvolle Symbiose.

In unserem Land ist es in der Wiederaufbauphase nach dem Krieg zur Errichtung eines so umfassenden öffentlichen Sozialnetzes gekommen, dass ein Verfall des Wohltätigkeitsstrebens in bürgerlichen Kreisen die Folge war. Und der kleine Mann begriff soziale Leistungen als ein forderbares Bürgerrecht.

Erst jetzt dringt wieder ins Bewusstsein aller – und unser Abend leistet in diesem Sinne einen wichtigen Dienst – dass bestimmte soziale Leistungen eine Gabe sind, die erst dann gewährt werden kann, wenn bestimmte Spielregeln wie steuerliche Entlastung Besserverdienender und Verzicht auf ihre Diffamierung eingehalten werden. Dieses neue gesellschaftliche Verständnis wird auch uns hier Versammelte mit dem Obulus von 150,-DM Eintritt aus der Anonymität namenloser Steuerzahler herausführen und macht uns zu in der Lokalpresse gefeierten Wohltätern unserer Gesellschaft.

Und wir können dadurch nicht nur unsere gesellschaftliche und politische Position festigen, sondern steigern auch unser persönliches Selbstwertgefühl. Zusammenfassend sollten wir in diesem gelungenen Abend eine Gelegenheit sehen, den Wirkmechanismus eines modernen Staates zu demonstrieren: Das Nehmen und Geben der bürgerlichen Führungsschichten. Oder wie der von uns allen so verehrte Kurt Tucholsky sagte: Wir nehmen die Mark, aber wir geben den Pfennig. So löst sich der scheinbare Widerspruch, liebe Festgäste. Und wenn sich Ihnen nun das vom ortsansässigen Pharmaunternehmen Byk Gulden gestiftete Buffet öffnet, denken Sie daran: Mousse au Chocolat ist etwas Feines, aber was Sie heute Abend erhalten, ist mehr, ist Humanismousse au Chocolat, Wohltat mit Geschmack. Guten Appetit.





guatemala

Eine kleine Geschichte der Solidarität

Seit fast 30 Jahren unterstützt medico Gesundheitsarbeiter in einer mittelamerikanischen Randregion, die nach einem 30-jährigen Bürgerkrieg nun für die globale Wirtschaft interessant wird.

Ein Reisebericht von Katja Maurer

Jetzt sind wir in Guatemala. Elizabeth spricht diesen Satz mit einem tiefen Seufzer aus. Die nächsten zwei Stunden werden wir uns im Kriechtempo auf einer nicht asphaltierten Piste fortbewegen, nachdem wir die schöne mexikanische Teerstraße verlassen haben. Aber Elizabeths Seufzer sagt auch viel über ihre quälende Verbindung zur eigenen Heimat. Seit ihrer Studentenzzeit sind sie und ihr Mann Humberto politisch aktiv gegen die diversen Militärdiktaturen und auf der Seite der ausgegrenzten Bevölkerung, vielfach indigenen Ursprungs. Da teilen sie die Haltung des vielleicht berühmtesten guatemalteken Intellektuellen, des Literaturnobelpreisträgers Miguel Ángel Asturias, der mit seinen Romanen die Struktur einer Bananrepublik literarisch offengelegt hat. Er musste dafür ins Exil. Ähnlich wie zeitweise Elizabeth und Humberto.

Heute arbeiten beide bei der Gesundheits- und Gemeinwesenorganisation ACCSS, mit der medico seit Beginn der 1980-er Jahre kooperiert. Wir teilen also eine lange gemeinsame Geschichte von Hilfe, die sich als Unterstützung von Emanzipation und Autonomie versteht. Im tropischen Herbst, der sich in den Höhen des Maya-Landes durch angenehme Temperaturen auszeichnet, bin ich mit Elizabeth und Humberto unterwegs zu einem Fortbildungszentrum von ACCSS in der guatemalteken Grenz-Provinz Ixcán, das mit Unterstützung durch medico und das Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung entstanden ist. Mit dabei auch der medico-Projektkoordinator für Mittelamerika, Dieter Müller, der seit vielen Jahren die Guatemala-Projekte betreut.

Bei 20-Stundenkilometer-Sla-

lomfahrt um Schlaglöcher und große Wasserpfützen begeben wir uns nicht nur auf eine Projektreise. Es ist auch eine Fahrt in unsere gemeinsame Geschichte. Elizabeth kennt die guatemalteken-mexikanische Grenzregion wie keine Zweite. Als junge Frau hatte sie in den 1980er-Jahren die geheimen Dörfer, die sich während des Bürgerkrieges im Urwald vor den Militärs versteckten, mit Medikamenten versorgt. Wir fahren die Hügel hinauf und hinab. Sie erinnern entfernt an das Alpenvorland. So friedlich, sanft und sattgrün. Elizabeth marschierte hier zwei bis drei Wochen lang, um zu den im Wald versteckt lebenden Bauern zu gelangen. Ihre Aufgabe war es, die Medikamente zu zählen, auf Haltbarkeit zu prüfen und den Fehlbedarf festzustellen. Zwei, drei Wochen verbrachte sie in einer Höhle, allein. Abends kam jemand mit Essen vorbei. In ihrer Erinnerung war es keine schlechte Zeit. In den versteckten Dörfern wurde viel gefeiert, die sozialen Beziehungen und die Selbstorganisation waren gefestigt. Wenn die Militärs den Wald bombardierten, dachte man zuerst daran, die Marimba zu verstecken. Es gab einen ausgehobenen Graben nur für das Instrument. Elizabeth lacht, wenn sie sich daran erinnert. Da bombardieren die Militärs und alle denken zuerst an die Marimba.

Dörfer im Widerstand

Entstanden sind die „Dörfer im Widerstand“, nachdem die guatemalteken Militärdiktatur eine Politik der verbrannten Erde betrieb und die Zwangsansiedlung in Wehrdörfern durch den Diktator Ríos Montt (bis heute ein einflussreicher Politiker) eine Million Flüchtlinge verursachte. 16 Jahre lang überlebten die Dörfer

in der Illegalität, auch durch Hilfe von außen. Elizabeth jedenfalls kennt medico schon aus dieser Zeit. Medikamente ins Handgemenge zu liefern, war eine Spezialität aus Frankfurt. Elizabeth erzählt von den langen beschwerlichen Wanderungen und dem Glück, eine solche Arbeit getan zu haben. Ihr Mann schweigt. Beide haben einen hohen Preis für diesen Widerstand bezahlt. Ihre Kinder mussten außer Landes gebracht werden, weil die guatemaltekeische Polizei die Verhaftung von Kindern gesuchter Oppositioneller als Foltermethode einsetzte. Elizabeth ist bis heute ein schwarzes Schaf in ihrer wohl-situierten Familie, die hinter den Wohlstandsmauern die Schrecken des Bürgerkriegs und der genozidalen Verfolgungen der indigenen Gemeinden nicht bemerkte. „Sie bestreiten bis heute, dass diese Dinge passiert sind“, bemerkt sie trocken.

Der guatemaltekeische Schriftsteller Augusto Monterroso sagte in einer Rede in Madrid 2000 über die Eliten, die für dieses Desaster guatemalteki-scher Geschichte verantwortlich sind, es handle sich um „feindliche Schiffe“: „diese Wirtschaftsleute und Politiker, die uns den Interessen der mächtigen ausländischen Unternehmen unterworfen haben, die diese Frucht produzieren, nach denen unsere Länder immer noch 'Bananen-Republiken' genannt werden“. 1996 gab es einen Friedensschluss in Guatemala nach 30 Jahren Bürgerkrieg und fast un- unterbrochener undemokratischer Regentschaft durch das Militär und die 100 reichsten Familien des Landes.

13 Jahre nach dem Friedensschluss ist diese Vergangenheit längst nicht vergangen. Wie sollte sie auch – bei 200.000 Ermordeten und 48.000 Verschwundenen – zu weit über 90 Prozent Opfer von Militär, Paramilitär und Polizei.

Playa Grande ohne Strand

Wir sind endlich angekommen in der Provinzhauptstadt des Ixcán, in Playa Grande. Der Name „Großer Strand“ klingt vielversprechend. Erst recht nach der beschwerlichen Fahrt, den emotionalen Schwingungen aus den Erzählungen von Elizabeth und dem beredten Schweigen von Humberto. Doch es ist eine trügerische Verheißung: Die verblüffende Arm-seligkeit und die erdrückende Unbe-haustheit von Playa Grande versetzen einen sofort in Habachtstellung. Kein Strand, keine tropischen Farben, ein staubiger, steiniger Unort mit dürren kläffenden Kötern.

Dabei ist Playa Grande das Verwaltungszentrum, das bei der Besiedlung und weitgehenden Vernichtung der Regenwälder in der Region Ixcán in den 1960er-Jahren entstand. Erst als ich später die nächstgrößere Stadt Cobán besuche, verstehe ich, dass die Vernachlässigung des öffentlichen Raums ein Prinzip vieler Städte in Guatemala ist. Es ist die Abwesenheit jeder Form von Fürsorge, sozialer Verantwortung und kommunitären Miteinanders. Die „Herrschaft der feindlichen Schiffe“. Das Bild stimmt.

Was für einen Unterschied macht dagegen das Gesundheits- und Ausbildungszentrum, das ACCSS am Stadtrand von Playa Grande errichtet hat. Das Zentrum ist eine Oase, eine Arche Noah für eine andere Zukunft: Die Farbenpracht der tropischen Pflanzen aus dem Kräutergarten, das Recyclingsystem, das die sanitären Abfälle auf Trinkwasserqualität reinigt, die Regeln des Umgangs miteinander und mit der Einrichtung, die die zeitweiligen Bewohnerinnen und Bewohner sorgsam beachten. Das einstöckige Gebäude ist licht- und luftdurchlässig. Die Türen zu den Büros



stehen offen. Alles wirkt behütet. Hier gibt es eine Werkstatt, in der Jugendliche Grundkurse für diverse Berufe besuchen können, und auf der Terrasse findet gerade ein Computerkurs statt, der sich größter Beliebtheit erfreut.

Promotoren für Veränderung

Neben der Küche, in der gerade vier Jungs vom Computerkurs abwaschen, sitze ich mit vier Gesundheitspromotoren

zusammen. Santos Chen, Sebastián Bartolo, Viviano Matias und Juana Perez sind seit Langem alte Bekannte von medico. Die drei Männer kommen aus den geheimen Dörfern und haben bereits als Jugendliche Gemeindearbeit gemacht. Die 42-jährige Juana ist vor ein paar Jahren neu hinzugekommen und mittlerweile eine hoch qualifizierte Gesundheitspromotorin und Hebamme. Santos, ein Bauer aus dem Dorf Cimientos de la Esperanza, der am Wochenende als Gesund-



heitspromotor auf der Station im Dorf arbeitet, erzählt, wie er ein junges Mädchen operierte, das eine Geschwulst unter der Zunge hatte. Ihr Vater hatte ihn zur Operation überredet, weil er keine andere Chance sah, sein Kind zu retten. Im schlecht ausgestatteten öffentlichen Gesundheitssystem hatten sie umsonst nach Hilfe gesucht. Santos hat wie die anderen Promotoren seit vielen Jahren Fortbildungen in Zahnmedizin, Naturheilkunde und Akupunktur durchlaufen. Er kennt Fachleute aus der Hauptstadt und aus dem Ausland und hat mit ihnen die Gesundheitsprobleme auf einem guatemalteckischen Dorf diskutiert. Medico hat solche Weiterbildungen immer finanziert. Dabei sind diese Programme nicht einfach in der deutschen Öffentlichkeit zu vermitteln, weil es hierzulande eine weitverbreitete Meinung gibt, in einer Armutssituation seien solche Maßnahmen unnötiger Luxus.

Weit gefehlt, möchte man sagen. Nicht nur Santos kann ein Lied davon singen. Sebastián, der eine dreistufige Promotoren-Ausbildung und eine Schulung in Buchhaltung hinter sich hat, weiß zu berichten, dass er nicht nur die Zähne seiner Kollegen aus dem Dorf be-

Projektstichwort:

Guatemala ist eigentlich das Land der schlechten Nachrichten. Doch eine widerständige Zivilgesellschaft lebt, wenn auch unter schwierigen und gefährlichen Umständen. Diese Unermüdlichkeit begleitet medico seit fast 30 Jahren. Unter anderem durch die Unterstützung von Gemeinwesen-Arbeit. In 70 Gemeinden im Norden Guatemalas, getragen von unserem Partner ACCSS. Die neue gemeinsame Arbeit besteht in der Ausbildung und Selbstorganisation von Jugendlichen in 40 Gemeinden. Diese Arbeit knüpft an gemeinsame Erfahrungen mit dem Ausbau eines Netzes von Gesundheits-Promotoren an: Menschen auszubilden und ihnen gleichzeitig ein Netzwerk zur Verfügung zu stellen, das politische Beteiligung ermöglicht. Ihre Spende erbitten wir unter dem Stichwort: **Guatemala**.

handelt, sondern auch die Buchhaltung der Kooperative fest im Griff hat. An die 100 Promotoren hat ACCSS in den letzten Jahren ausgebildet. Selbstbewusste Hoffnungsträger dafür, dass in Guatemala nicht alles beim Alten bleibt.

Da ist der 33-jährige Viviano. „Meine Muttersprache ist Mam“, sagt er. Er hat ein verschlossenes kantiges Gesicht. Die Kinderjahre im geheimen Dorf haben sich sichtbar eingebrannt. Damals seien sie so an dieses Leben gewöhnt gewesen, dass sie nach Auseinandersetzungen zwischen Guerilla und Militär immer losrannten, um zu sehen, wer ge-

wonnen hat. Als Sechsjähriger hat Viviano den Bürgerkrieg wie andere ein Fußballspiel des Heimatvereins erlebt. Während er berichtet, bekommt sein Gesicht langsam weiche Züge und seine dunklen Augen schauen mich mit einem warmen Blick an. Viviano ist nicht nur Gesundheitspromotor, er hat auch das Abitur nachgemacht. Nun steht er vor der Entscheidung, Medizin zu studieren. Aber wie soll er seine Familie ernähren? Was für Fragen! Nicht mehr ums Überleben geht es. Jetzt geht es um ein gutes Leben. Elizabeth sitzt bei den Interviews dabei. Wir sind alle ein wenig gerührt. „Ich kenne all die Geschichten“, sagt sie, „aber wenn ich sie jetzt höre, begreife ich, was wir da gemacht haben.“

Feindliche Schiffe

Guatemala ist nicht nur eines der ärmsten Länder Lateinamerikas, das gerade eine Hungerkrise erlebt. Es gleicht in vielem einem „failed state“, einem gescheiterten Staat: Korruption und hemmungslose Selbstbereicherung der Eliten gehen mit einer politischen, militärischen, paramilitärischen und kriminellen Gewalt eine hochgefährliche unberechenbare Mischung ein. Auf nichts ist Verlass, nur auf die Schamlosigkeit der herrschenden Kreise.

Davor fürchten sich die Menschen im Ixcán. Denn die „feindlichen Schiffe“ haben eine neue Sorte Bananen ausgemacht, die ihnen große Reichtümer verspricht. In den Nordprovinzen sollen sieben neue Wasserkraftwerke entstehen, Zuckerrohr und Palma Africana großflächig angebaut werden, die Erdölförderung erhöht und die Biodiversität dort ausgebeutet werden, wo man noch Rest-Urwald stehen lassen will. Geplant ist der Bau einer befestigten Straße, der

„Transversal del Norte“. An ihr macht sich der Widerstand fest, obwohl doch eine gute Straße fehlt. Die Befürchtungen sind zu groß und die Erfahrungen bestätigen, dass man auf die Belange der lokalen Bevölkerung, zumal großteils indigener Herkunft, keinerlei Rücksicht nehmen wird. Eine Straße ist der Zugang zum Weltmarkt – für die, die davon profitieren. Für die einheimische Bevölkerung bedeutet sie höchstwahrscheinlich den Beginn von Zwangsumsiedlungen und der Vernichtung ihrer Lebensgrundlagen. Schon der Anfang setzt kein gutes Zeichen. Als Erstes kehrt das Militär in den Ixcán zurück. Die auf dem Militärgelände zuletzt arbeitenden kubanischen Ärzte müssen weichen. Die Großausbeutung wird mit Waffengewalt abgesichert. Allerdings ist die Gegenwehr nicht untätig. Mitte Oktober dieses Jahres trafen sich 600 Bewohnerinnen und Bewohner der Region, Organisationen der Zivilgesellschaft im Ixcán, um ihren Widerstand gegen die Pläne weiterzuentwickeln. Aufstand auf dem Land könnte man das nennen. „Es ist besorgniserregend, dass die Regierung eine gute Straße baut mit dem einzigen Ziel, unsere Reichtümer für den Weltmarkt auszubeuten“, erklärte einer der Bauern auf dem Treffen. Maßgeblich initiiert haben das Treffen das Promotoren-Netzwerk und die Jugendgruppen, die von ACCSS betreut werden. Die geheimen Dörfer im Widerstand, die diesen Geist auch nach ihrer Rückkehr in das öffentliche Leben bewahrt haben, werden sich nicht einfach ihres Landes berauben lassen. In Guatemala ist der Widerstandswille schon eine gute Nachricht. ■

Lesen Sie im nächsten Teil des Guatemala-Reiseberichts: Die Strafflosigkeit als System.

Mein Pakt mit der Ewigkeit

Ein Gespräch mit dem Schriftsteller Paco Ignacio Taibo II über mexikanische Widersprüche und linke Sturheit

Paco Ignacio Taibo II gehört zu den bekanntesten mexikanischen Schriftstellern. In Deutschland wurde eine Vielzahl seiner Kriminalromane übersetzt, aber auch seine Biographie von Che Guevara. Er ist bekennender Linker. Seit vielen Jahren schreibt er Bücher über mexikanische Revolutionäre und hat sich so historische Kenntnisse angeeignet, die ihn im nächsten Jahr, wenn der 100. Jahrestag der mexikanischen Revolution gefeiert wird, zu einem der wichtigsten Gegenspieler der Regierung machen wird. Sie hat sich nämlich schon vorgenommen, die mexikanische Revolutionsgeschichte ihrem Diskurs einzuverleiben.

medico: Deutsche Medien beschreiben Mexiko fast schon als einen gescheiterten Staat. Ist das so?

Paco Ignacio Taibo II: Die Sache ist wesentlich schwieriger. Es gibt eine Gleichzeitigkeit von erster und dritter Welt in Mexiko. In der Hauptstadt haben wir mehr Kabelfernsehstationen als in Frankreich, mehr Schwangerschaftsabbrüche als in London, mehr Kinos als in Paris und mehr Universitäten als in New York. Man kann Mexiko sehr leicht nur von einer Seite betrachten. Wenn du dich in einem Armenviertel befindest, dann bewegt sich das Land auf einen Slum von Bombay zu.



Der Autor und „Die Ferne des Schatzes“, sein Buch über Benito Juárez.

Wenn man die Tageszeitungen liest, kann man aber schon den Eindruck bekommen, dass wenig verlässliche öffentliche Strukturen vorhanden sind.

Die viel beschworene politische Transformation hat nicht stattgefunden. Das Führungspersonal wurde zwar ausgetauscht, dennoch gibt es eine seltsame Kontinuität. Die gegenwärtige Regierung unter Calderón (Machtantritt im November 2006, d. Red.) kam durch Wahlbetrug an die Macht, und um sich wenigstens ansatzweise zu legitimieren, hat sie eine

Reihe obskurer Stillhalteabkommen geschlossen: mit gelben Gewerkschaften, mit den korruptesten Gouverneuren der PRI (Partei der Institutionalisierten Revolution, jahrzehntelang Regierungspartei in Mexiko, d. Red.), mit den reaktionärsten Kreisen der katholischen Kirche. Nach dem Motto: Du verfolgst mich nicht und ich legitimiere dich. Als Weihnachtsgeschenk an die USA gab es obendrein noch den Drogenkrieg. Er hat sich selbst zum Delirium entwickelt und bereits 13.000 Tote gekostet. Substantielle Erfolge kann die Regierung dabei nicht vorweisen. Dieser Krieg wurde begonnen, ohne dass vorher handfeste Ermittlungen durchgeführt worden wären. Zudem wird diese schlecht vorbereitete Operation von einem von Korruption durchdrungenen Militär- und Polizeiapparat geführt. Dazu kommt eine profunde Krise des Justizsystems. Die Wahrscheinlichkeit, dass ein durchschnittlicher Mexikaner im Konfliktfall Recht erhält, ist sehr gering. Zu guter Letzt befindet sich auch die traditionelle Linke in einer Krise und schafft kein geeintes Transformationsbündnis. Es herrscht eine unglaubliche Trägheit, in der nur ein Wunder oder Zufall etwas verändern kann.

Das hört sich aber alles nach einem im Scheitern begriffenen Staat an?

Wäre ich ein Anarchist, würde ich sagen, der Staat ist so, wie er ist. Aus der Sicht der mexikanischen Oberschicht hat dieser in vielfacher Hinsicht gescheiterte Staat genau auf diese Weise ihr Projekt abgesichert. Für sie ist es ein erfolgreicher Staat.

Der gescheiterte Präsidentschaftskandidat López Obrador reist durch die Provinzen und versucht, eine neue Bewegung aufzubauen. Hat das ir-

gendeine Chance im mexikanischen System?

Vor den nächsten Wahlen wird das Land aufwachen. Weil wir hier vor der Frage stehen: entweder die gegenwärtige Regierungspartei PAN (Partei der nationalen Aktion) wiederzuwählen oder eine neu ausgestaffierte PRI, die sich eine rote Feder aufsetzt. Letzteres ist die Rückkehr des Schlimmsten, was die PRI zu bieten hat. Es wird gar nichts anderes übrig bleiben, als dagegen eine neue Front aufzubauen. Irgendwer hat behauptet, dass die Mexikaner ein Spiel fünf Mal spielen müssen, um es zu gewinnen. Während in den anderen lateinamerikanischen Ländern progressive, linksliberale, mehr oder weniger demokratische Regierungen an der Macht sind, scheinen Mexiko und Kolumbien der Schwanz dieses lateinamerikanischen Projektes zu sein. In Kolumbien kann ich das nachvollziehen, denn der bewaffnete Kampf hat die Politik extrem polarisiert, aber hier in Mexiko? Das erklärt sich nur aus der Trägheit und dem brutalen Beharrungsvermögen des mexikanischen Staates, der noch alle Schiffbrüche überlebt hat.

Was könnte eine linksliberale Regierung verändern?

In Mexiko-Stadt haben wir seit vielen Jahren eine PRD-Regierung (Partei der Demokratischen Revolution, 1989 gegründete Abspaltung der PRI, d. Red.). Es ist wahrlich keine linksradikale Regierung. Aber wenn du in Guadalajara lebst, weinst du nachts, weil du nicht in der Hauptstadt wohnst. Wenn du aus Oaxaca kommst, muss dir die PRD-Regierung in Zacateca wunderbar erscheinen, weil sie nachts nicht auf dich schießen oder dein Haus stürmen. Die Sozialprogramme in der mexikanischen Hauptstadt sind klien-

telistisch. Aber Tatsache ist, dass mehrere Millionen Menschen davon profitieren und eine weitere Verelendung in der Stadt verhindert wurde. Drei PRD-Bürgermeister in Folge haben diese Programme aufgelegt. Wir leben in einer Stadt, in der wir ohne Angst Polizisten ansprechen können, zumindest die in den blauen Uniformen. Mit allen anderen vermeidet man besser den Kontakt. Aber ansprechbare Polizisten sind ein neues Phänomen in Mexiko. Jetzt hat man mich sogar für einen Vortrag in die Polizeiakademie eingeladen. Das wäre früher unvorstellbar gewesen. Man hätte mich vielleicht rein gelassen, aber nicht mehr raus. Wäre Obrador Präsident geworden, hätte er vielleicht sein Wahlprogramm nicht durchführen können. Aber auf jeden Fall wäre seine Regierung gütiger mit den Mexikanern umgegangen, als es derzeit der Fall ist. Wenn man mit dem absoluten Bösen leben muss, erscheint jede Version einer „Sozialdemokratie light“ wunderbar.

Hätte ein sozialdemokratischer Präsident unter den globalen Bedingungen, die Politik auf Service für die Wirtschaft reduzieren, überhaupt Handlungsspielraum?

Oh ja, Mexiko gleicht einer Pyramide. Es ist überaus zentralistisch von oben nach unten organisiert. Aber es stellt sich eine ganz andere Frage: Wird man einen solchen Präsidenten zulassen? Wir haben zwei massive Wahlfälschungen hinter uns, 1988 gegen Cuauhtémoc Cárdenas und 2006 gegen Obrador.

Ohne dass es internationale Proteste gegeben hätte...

Vergiss es, das ist unwichtig. Ohne dass die Mexikaner in der Lage ge-

wesen wären, die Wahlfälscher zu stürzen! Das ist der Skandal. 52 Tage lang haben wir auf dem Zócalo eine wunderbare, fortlaufende Protestveranstaltung gegen die Wahlfälschung organisiert. Selten habe ich eine solche Wiederbelebung von sozialer Bewegung erlebt. Es gab wunderbare Momente. Aber mir wurde dabei auch klar, dass wir eine Minderheit sind. Ich zweifle nicht an der Wahlfälschung, sonst hätte man einer neuen Auszählung zugestimmt. Aber selbst dann hatte Obrador nur 25 Prozent der Wahlberechtigten auf seiner Seite. Wir waren eine Minderheit. Dieses Land wird dominiert von einer konservativen Mittelschicht, die nur ein Vorbild hat – die USA. Es ist uns auch in diesem Wahlkampf nicht gelungen, diese Wählerschaft in ihrem Weltbild zu erschüttern.

Was wären andere Optionen der Veränderung? Auch die zapatistische Bewegung erscheint wie blockiert.

Das bereitet mir keine Sorgen. Die Zapatisten haben immer wieder Perioden des Lichts und des Schattens erlebt. Jetzt ist eben eine Zeit des Schattens. Ich vermute, dass es eine interessante Periode ist, denn sie arbeiten in ihrer Region an alternativen Strukturen im Bereich von Gesundheit, Bildung und Ökonomie.

Die Zapatisten stehen nicht vor ihrem Ende?

Auf gar keinen Fall. Hier in diesem Land geht nichts zu Ende. In der mexikanischen Tradition gibt es nur eine Konstante – die Ewigkeit. Ich bin seit 1966 ein politischer Aktivist. Manchmal sagen mir Leute, ob es nicht an der Zeit für mich ist, mit dem Kämpfen aufzuhören. Aber ich habe einen Pakt mit der Ewigkeit geschlossen ebenso wie viele

Projektstichwort:

Mexiko ist in seiner Größe und Widersprüchlichkeit fast schon ein eigener Kontinent. Medico blickt hier auf eine lange Projektarbeit – wenn auch mit Unterbrechungen – zurück. In den letzten Monaten hat sich die Kooperation mit Partnern im Süden des Landes verstärkt. Wir unterstützen die Gesundheitsorganisation SADEC, die in den zapatistischen Gemeinden in Chiapas eine beachtliche Arbeit mit Gesundheitspromotoren leistet. An einer großangelegten Befragung zu Auswirkungen der Krise auf die Gesundheit beteiligen sich alte mexikanische Kollegen ebenso wie Partner aus anderen mittelamerikanischen Ländern. Ein mittelamerikanisches Netz zur Reaktivierung der Gesundheitsbewegung könnte dabei entstehen. Das Stichwort lautet: **Mexiko.**

weitere tausend Aktivist:innen. Auch wenn wir Zeiten der Traurigkeit, der Langeweile und der Erschöpfung erleben – der Kampf ist für immer. Wenn ich nach Europa komme, überrascht mich immer wieder, wie schnell Menschen ihr politisches Engagement aufgeben. Habt ihr nur einen Pakt für fünf Jahre abgeschlossen? Und wenn sich dann nichts geändert hat,

gebt ihr euer Mitgliedshemd ab und verlangt das Geld zurück, das euch diese Aktivitäten gekostet haben? Messt ihr euren politischen Einsatz nach neoliberalen Erfolgskriterien? Vielleicht ist bei uns in Mexiko aber auch nur das Böse so mächtig, dass es dich in deinem Widerstand am Leben erhält. Wenn du hier morgens aufwachst und als Erstes die neusten Schreckensbotschaften deiner Regierung hörst, bleibt dir nichts übrig als weiterzumachen. Ich habe ein schönes Hemd, auf dem steht: Geboren, um zu verlieren. Und auf der anderen Seite: Aber nicht, um zu verhandeln. ■

Das Interview führten Katja Maurer und Dieter Müller.

Zu Gast bei Unabhängigen

Wie ich Richter Goldstone erlebte

Die 575 Seiten des sogenannten Goldstone-Berichts sorgen international für Furore. Der UN-Bericht – benannt nach dem Kommissionsvorsitzenden, dem südafrikanischen Juristen und früheren Chefankläger des UN-Kriegsverbrechertribunals für das ehemalige Jugoslawien und Ruanda, Richard Goldstone – untersuchte israelische Militärschläge im jüngsten Gaza-Krieg ebenso wie Raketenangriffe von Hamas auf israelische Wohnstätten und warf beiden Parteien Kriegsverbrechen vor. Die UN-Ermittler stützten sich dabei auch auf Berichte von medico-Partnern, den Physicians for Human Rights in Tel Aviv und der Menschenrechtsorganisation AL-Mezan in Gaza, sowie Breaking the Silence, Jerusalem. Die USA lehnten den Report als „einseitig“ ab und kündigten ihr Veto bei einer etwaigen Vorlage im UN-Sicherheitsrat an.

Von Jochi Weil-Goldstein

Am 14. Oktober dieses Jahres nahm ich an einer Begegnung mit dem südafrikanischen Richter Richard Goldstone in Bern teil. Das Treffen hatte zum Ziel, den vorliegenden UN-Untersuchungsbericht zusammen mit staatlichen und nicht-staatlichen Organisationen zu diskutieren und zu bewerten. Gemeinsam mit Vertretern von im Nahen Osten tätigen Hilfsorganisationen sollte ausgelotet werden, wie die Empfehlungen des UN-Berichts unterstützt werden können. Um „freie Diskussionen“ zu ermöglichen, in denen man seine Meinung ohne mögliche Folgen für die eigene Person oder das eigene Unternehmen aussprechen kann, fand das Gespräch gemäß der Chatham-House-Regel statt: man darf zwar die Inhalte des Gesprächs weitergeben, aber es ist untersagt, ein-

zelne Aussagen den Gesprächsteilnehmern zuzuordnen.

Zu Anfang wurde die etwas schwierige Vorgeschichte dieser Untersuchung diskutiert. Denn ein erstes Mandat des UN-Menschenrechtsrats war einseitig formuliert und ein auf diesem Entwurf basierter Bericht wäre sicherlich – und zu Recht – als einseitige Anschuldigung Israels betrachtet worden. Der Untersuchungskommission wurde daraufhin das Recht eingeräumt, ein aus ihrer Sicht ausgewogenes Mandat zu formulieren, welches dann auch vom UN-Menschenrechtsrat (HRC) akzeptiert und übernommen wurde. Einige Teilnehmer betonten, dass sie zu diesem Zeitpunkt optimistisch waren, da zum ersten Mal ein ausgeglichenes Mandat aus dem HRC vorlag. Es hätte auch für Israel eine gute Gele-

genheit dargestellt, seine Sichtweise und Argumente vorzubringen, und zwar – so ist das Mandat formuliert – zu den Ereignissen „vor, während, und nach“ der Operation „Gegossenes Blei“ in Gaza. Denn bei dem Auftrag der Kommission ging es nicht darum, zu untersuchen, ob der Krieg berechtigt gewesen sei oder nicht. Dennoch verweigerte die Regierung Netanyahu jegliche Zusammenarbeit mit der Untersuchungskommission. Einige Teilnehmer vermuteten, dass der israelischen Regierung bewusst war, dass einige ihrer Aktionen im Gazakrieg internationalen Standards nicht entsprochen hatten. Für die Kommission hatte diese Zurückweisung die Folge, dass sie nicht nach Israel reisen konnte und der Zutritt des Gazastreifens über Ägypten erfolgte.

Methode und Empfehlungen

Die Kommission versuchte, diesen Mangel an Kooperation Israels auszugleichen und die Raketenangriffe aus Gaza mit einzubeziehen. In Genf wurden unter Einbezug der Stimmen von Opfern aus Israel und der Westbank Zeugen befragt und öffentliche Anhörungen durchgeführt. Über die Anhörungen in Gaza wurde teilweise live im Fernsehsender Al Jazeera berichtet. Die Kommission führte 45 Telefoninterviews mit Opfern aus Israel durch, zweimal besuchten ihre Mitglieder den



Gazastreifen. Als zusätzliche Quellen wurden Berichte palästinensischer und israelischer NGOs genutzt, etwa von „Breaking the Silence“, den israelischen Physicians for Human Rights und der Menschenrechtsgruppe B’Tselem. Insgesamt wurden 188 Interviews geführt, und es existieren ca. 10.000 Seiten Dokumente.

Die so gewonnenen Fakten wurden durch andere vorliegende Berichte oder mittels von Satellitenbildern der UN geprüft. Kreuzverhöre gab es keine. Die Untersuchung begrenzte sich nicht auf Gaza. Es wurden dabei 36 Vorfälle ausgewählt, die eine große Opferzahl nach sich zogen. Die betroffenen Familien wurden besucht und die zerstörte Infrastruktur (Häuser, eine Mehlfabrik, Gewächshäuser und Hühnerfarmen) begutachtet.

Die Untersuchungskommission beendete ihre Arbeit am 25.06.09. Die

Kommission versuchte daraufhin, alle drei (Konflikt)Parteien zu befragen. Israel ignorierte diesen Wunsch, die Palästinensische Autonomiebehörde in Ramallah ignorierte die Fragen über von ihr zu verantwortende Menschenrechtsverletzungen, die Hamas brachte zum Ausdruck, dass ihre Regierung in Gaza mit den Raketen nichts zu tun habe.

Der HRC nahm den ganzen Bericht an. Es gab keine Einsprüche gegen das Mandat der Kommission. Israel seinerseits legte einen eigenen 160-seitigen Bericht vor, der aber keine der Fragen der Goldstone-Kommission beinhaltete. In dem Treffen bemerkte jemand, dass beide Berichte so gewirkt hätten, als kreuzten zwei Schiffe nachts aneinander vorbei.

Die Kommission sprach zwei Empfehlungen aus. Israel solle die aufgeführten Vorfälle eigenständig, begleitet durch ein Monitoring seitens des Sicherheitsrates, untersuchen. Die Hamas solle dies ebenfalls tun, vor allem bezüglich der Raketenangriffe. Wenn dies nicht fruchte, bliebe der Internationale Strafgerichtshof ICC in Den Haag. Untersucht werden müssen die verwendete Munition sowie der weiße Phosphor, welcher große Schäden z.B. in einer Einrichtung der UNWRA und schreckliche Verletzungen verursacht habe. Zu ermitteln sind zudem die Umweltschäden durch Schwermetall-Munition, die den Boden zu vergiften drohen.

Argumente und meine Wertung

In der weiteren Diskussion wurden einige Argumente ausgetauscht, die ich hier dem Inhalt nach kurz erwähnen möchte.



Teilnehmer gaben zu bedenken, dass die Diffamierung der Kommission, insbesondere des Leiters Goldstone, bereits vor der Veröffentlichung der Ergebnisse des Berichts einsetzte. Nicht selten machten diese Angriffe den Eindruck, gut orchestriert zu sein. Dabei greife der Bericht den palästinensischen Ministerpräsident Abbas und die Palästinensische Autonomiebehörde hart an. Die Hamas habe eine Regierung in Gaza und Gerichte, die Untersuchungen durchführen könnten. Kritisiert wurden die Kontakte der Kommission zu Ministerpräsident Hanija in Gaza, die von außen her vermittelt wurden. Aber auch: Die Arbeit der NROs in Israel werde immer schwieriger, da die israelische Regierung die finanzielle Unterstützung (z.B. an „Breaking the Silence“) aus dem Ausland stoppen will.

Schließlich wurde zusammengetragen, was der Goldstone-Bericht erreichen könnte. Die breite Berichterstattung in den großen israelischen Zeitungen wurde genannt, aber auch, dass der Bericht die kritische Zivilgesellschaft in

Das Recht als Fortschrittsbegriff

medico-Partner in Israel und Palästina

Flankierend zur humanitären Soforthilfe für Gaza schickte medico mit seinen Partnern *Physicians for Human Rights - Israel* (PHR-IL) und den *Palestinian Medical Relief Society* eine unabhängige ärztliche Untersuchungskommission nach Gaza. Diese bestätigte Verletzungen des Humanitären Völkerrechts während der israelischen Offensive. In einem weiteren Schritt unterstützte medico *Breaking the Silence*, eine Organisation israelischer Reservisten bei der Herausgabe eines Berichts, in dem Soldaten ihr Schweigen über Gaza brachen und der israelischen Öffentlichkeit schonungslos über exzessive und strukturelle Gewalt während der Angriffe berichteten. medico unterstützt zudem seinen Partner PHR-IL bei der konkreten und gleichzeitig symbolischen Arbeit, die über das Prisma Gesundheit die systematische Benachteiligung und die Verletzung der Menschenrechte von Palästinensern oder Migranten in Israel und den besetzten Gebieten offenlegt. Gleichzeitig macht medico-Partner *Al Mezan*, eine Gazaer Menschenrechtsorganisation, auf zunehmende Einschränkungen der Menschenrechte aufmerksam und schafft zusammen mit anderen zivilgesellschaftlichen Kräften einen Gegenpol angesichts der zunehmenden Islamisierung des öffentlichen Lebens in Gaza.

Spendenstichwort: Israel / Palästina.

Israel wie in Gaza ermutigen werde und zudem helfen könne, das Recht herzustellen. Die Runde war sich einig, dass eine einseitige Resolution im UN-Menschenrechtsrat dem Bericht die Wirkung nehmen würde. In diesem Zusammenhang wurde an das späte Gerichtsverfahren gegen Augusto Pinochet in Chile erinnert, und daran, dass die Opfer immer Gerechtigkeit verlangen. Es besteht zudem die Hoffnung, dass dieser Bericht die Art der Kriegsführung in dicht besiedeltem Gebiet positiv beeinflussen könne. Er könnte also von militärischen Ausbildungsschulen als Grundlage genommen werden.

Auch die Ausreise von verantwortlichen israelischen Politikern werde immer schwieriger, weil ihnen in verschiedenen Ländern Verhaftung drohe, z.B. in England, Belgien und Spanien, auch wenn ein Verfahren vor dem Internationalen Strafgerichtshof in Den Haag vermutlich nicht zustande komme; wäre Palästina ein Staat, könnte sich diese Situation aber rechtlich ändern.

Aufgrund meiner persönlichen Erfahrungen als nebenamtlicher Arbeitsrichter kann ich sagen, dass Richard Goldstone mit der angewendeten Methodologie der Untersuchungsmaxime, der Klärung von Sachlagen in allen Richtungen, so weit die Umstände und die Machtverhältnisse dies bei der schwierigen Ermittlung erlaubten, Rechnung getragen hat. Ich bin von der Redlichkeit dieses Mannes tief beeindruckt, der über große Erfahrungen in Untersuchungen in Südafrika, Ex-Jugoslawien, Kosovo etc. verfügt. Sein Leitsatz lautet: Friede wird ohne Gerechtigkeit nicht möglich sein. ■

Jochi Weil-Goldstein ist Nahostbeauftragter von medico international Schweiz.

PS: Am 5. November verabschiedete die UN-Generalversammlung den Bericht mit 114 Ja-Stimmen gegen 18 Nein-Stimmen, darunter die USA und Israel, Italien, die Niederlande und die Ukraine, aber auch die Marschall-Inseln, Palau, Mikronesien... und Deutschland. Die Schweiz stimmte für die Annahme des Berichts.

Hotline für die Unsichtbaren

libanon: Die lesbisch-schwule Initiative Helem

Saisonale Vergnügungssucht und Sextourismus sind keine Privilegien des Westens. Auch der arabische Raum kennt die Bigotterie reicher Geschäftsleute und Prinzen, besonders aus den Golfstaaten und Saudi-Arabien, die jeden Sommer im Libanon alle Schranken fallen lassen, während sie daheim der Prüderie frönen und härteste Strafen gegen Homosexualität gutheißen. Denn in der vergleichsweise offenen Levante ist die gleichgeschlechtliche Liebe zwar per Gesetz noch verboten, wird de facto aber seit 10 Jahren nicht mehr strafrechtlich verurteilt. Das ist Gruppen wie der lesbisch-schwulen Initiative Helem zu verdanken, die eine drohende Gesetzesverschärfung verhinderten. Nachdem Helem im Sommer 2006 durch ihre Hilfskampagnen in Folge des israelischen Krieges in einer breiteren libanesischen Öffentlichkeit bekannter wurde, konnte die Initiative ihre Beratungsangebote für HIV/Aids-Aufklärung ausbauen. Zum ersten Mal er-

hält die Gruppe auch Mittel des staatlichen Gesundheitsministeriums – wenn auch nur geringfügige.

Helem ist die einzige öffentlich arbeitende Gruppe von Lesben und Schwulen in der gesamten arabischen Welt. Auch ihre Telefon-Hotline zu sexueller Gesundheit, gegen gesellschaftliche Stigmatisierung und Verfolgung garantiert durch ihre Vertraulichkeit und hohe Kompetenz einen einzigartigen Service in der gesamten Region. Die Beiruter Telefon-Hotline wird daher auch von Menschen aus den Golfstaaten und Saudi-Arabien in Anspruch genommen. Unter anderem mit Unterstützung von medico wird Helem nun ein Behandlungs- und Beratungszentrum für sexuelle Gesundheit in Beirut einrichten, weil Schwule und Lesben von professionellen Gesundheitsarbeitern nicht vorurteilsfrei behandelt werden. ■

Spendenstichwort: **Libanon**

Demokratisierung des Wissens

brasilien: Globale Kooperation der Patentgegner

In Brasilien sterben laut neuesten Presseberichten täglich 30 Personen an Aids und weitere 97 stecken sich neu an. Dennoch hat das Land im Kampf gegen HIV/Aids hohe Erfolgsquoten:

85% der Infizierten haben einen kostenlosen oder hoch subventionierten Zugang zur erforderlichen Medikation, die Todesrate wurde um 50% gesenkt. Brasilien hat Patente ignoriert und Aids-Generika in

eigener Regie hergestellt. Der medico-Partner ABIA, die „Associação Brasileira Interdisciplinar de AIDS“ in Rio de Janeiro, unterstützt seit 1986 HIV-Infizierte und Aids-Kranke. Der Vereinigung gehören Mediziner sowie soziale und kirchliche Aktivisten an. ABIA kämpft dabei an vorderster Front gegen die Patentreue der Pharma-Multis. Das aber ist eine globale Auseinandersetzung. Es gibt bereits eine

enge Kooperation mit thailändischen und indischen Gesundheitsinitiativen. Um die Süd-Süd-Kommunikation effektiver zu machen, wird ABIA eine mehrsprachige Webseite einrichten, die in Updates über die aktuellen Machenschaften des globalen Patent-Regimes und Möglichkeiten der Gegenwehr berichtet. ■

Spendenstichwort: Brasilien

El Salvador, San Vicente. Foto: Reuters



Die Stille nach dem Sturm

el salvador: Psychosoziale Nothilfe

Das Land trauert um die mindestens 140 Toten des Hurrikans „Ida“, der die betroffenen Provinzen des Landes in eine Desasterzone verwandelte. Besonders an den Hängen des Chinchontepec, des zweithöchsten Vulkans des Landes in der Provinz San Vicente, wurden die Menschen von der Wucht des Sturzregens überrascht. Sie haben Angehörige, ihre Häuser und tausende Hektar Land verloren. Derzeit leben sie in Notunterkünften. Der medico-Partner ACISAM, der seit vielen Jahren psychosoziale Projekte durchführt, hat begonnen, die

betroffenen Menschen bei der Verarbeitung der Ereignisse zu begleiten. Mit Kindern und Jugendlichen soll eine Gedenkstätte für die Verstorbenen entworfen werden und in selbstproduzierten Videos eine Art „Gemeindefernsehen“ entstehen. Ein Ausgangspunkt, um sich mit der Geschichte der Gemeinde, mit den erlittenen Verlusten und den möglichen Ressourcen zur Bewältigung des Unglücks auseinanderzusetzen. ■

Spendenstichwort: El Salvador

Rückkehr nach Palmerita

Der ehemalige medico-Projektkoordinator Walter Schütz besucht das medico-Projekt, das er einst begonnen hat, und zieht eine positive Bilanz

Nach anderthalb Jahren war ich zum ersten Mal wieder in La Palmerita. Bei meiner Ankunft saßen die Bewohner der Hazienda unter einem riesigen Palmendach im Halbkreis. In den vorderen Reihen die Kinder. Als ich sie sah, erinnerte ich mich daran, wie ich sie vor vier Jahren zum ersten Mal erlebte. Damals hausten sie auf dem feuchten Boden unter Plastikplanen, hatten kaum etwas anzuziehen, ihre Bäuche waren von Bakterien aufgedunsen und die nackten Füße von Krätze verwundet. Jetzt saßen sie adrett gekleidet und gesund aussehend auf Stühlen aus dem Kindergarten und folgten aufmerksam der Veranstaltung. Wenn es früher etwas zu essen gab, hatten sie sich mit ihrer Blechbüchse in eine Ecke verzogen, damit ihnen niemand etwas wegnehmen konnte. Jetzt gab es einen kleinen Imbiss, sie setzten sich nebeneinander und löffelten das Essen entspannt in sich hinein.

Wenn sich im Verhalten der Kinder so viel geändert hat, dachte ich mir, dann muss auch bei den Erwachsenen etwas geschehen sein. Ich war mit

Birgit Martinez zu Besuch. Mit ihr und Gundula Weitz, damals die Entwicklungsbeauftragte an der deutschen Botschaft in Nicaragua, war ich auch vor vier Jahren schon einmal hier gewesen.

Damals hatten die Bewohner die Botschaftsfrau sofort klagend aufgefordert, Geld für Medikamente zu geben. Sie redeten von ihren Schmerzen und weckten bei Gundula Schuldgefühle, so dass sie schließlich in der Botschaft Geld sammelte. Dieses Mal wurde Birgit, eine „chela“ mit heller Haut und blonden Haaren, nicht um Hilfe angefleht. Keiner klagte oder versuchte Mitleid zu erwecken. Stattdessen konnte sich Birgit in Ruhe die Veränderungen auf der Hazienda zeigen lassen.

Etwas hat sich wirklich verändert. Ich bin überzeugt, dass die psychosoziale Arbeit einen großen Anteil daran hat. Die nicaraguanische Psychologin Martha Cabrera hatte uns in ihrer Machbarkeitsstudie damals dringend dazu geraten. Ein zentrales Augenmerk dieser Arbeit, die im Wesentlichen von unserem lokalen Kooperationspartner, der Frauen-





Maisanbau auf eigenem Land. Foto: medico

Projektstichwort:

Basierend auf der Erfahrung des Wiederansiedlungsprojektes im nicaraguanischen El Tanque, bei dem Überlebende eines tödlichen Erdbebens, der mehrere Dörfer und ihre Bewohner unter sich begrub, sich eine neue Lebensperspektive errichteten, hat medico international mit lokalen Partnern in La Palmerita vor vier Jahren ein weiteres integriertes Wiederansiedlungsprojekt begonnen. Die Bewohner von Palmerita haben zum großen Teil von Kindheit an ein Leben als Saisonarbeiter auf den Großplantagen des Landes hinter sich. Ein Leben unter Bedingungen der extremen Armut, das 25 Prozent der nicaraguanischen Einwohner teilen. Weil es keine Arbeit mehr für die Landarbeiter gab, führten sie einen Hungermarsch nach Managua durch. Dort stellte man ihnen zwar Land zur Verfügung, aber keine weiteren Hilfen. Für Menschen ohne finanzielle Mittel, ohne Schul- und Ausbildung ein Problem. Sie suchten den Kontakt zu medico. Aus Spenden und mit Unterstützung des Ministeriums für Entwicklung fördert medico seither unter anderem Bildungs- und Ausbildungsprogramme, das Agrarentwicklungsprogramm und die psychosoziale Arbeit. Ihre Spende wird benötigt unter dem Stichwort: **Nicaragua**.

organisation María Elena Cuadra (MEC), getragen wird, liegt auf den Ursachen der Konflikte, mit den mitgebrachten Verhaltensmustern der Bewohner und deren Rekontextualisierung und auf verschiedenen Formen der Konfliktintervention.

In Palmerita gab es am Anfang viele verschiedene Konflikte. Da war zum einen das hohe Ausmaß innerfamiliärer Gewalt. Dass Männer ihre Frauen schlugen, war keine Ausnahme. Dann die Aggressionen der Familien untereinander, die sich oft in Zerstörung oder Diebstahl ausdrückten. Es gab auch grundsätzliche Auseinandersetzungen über die Ziele des Projektes. Eine kleine Gruppe wollte nichts weiter als einen Landtitel und ein Häuschen als Eigentum erhalten, um es dann zu verkaufen. Ihre Beteiligung an dem Projekt der Ansiedlung und der Einkommenssicherung durch den Aufbau einer kleinbäuerlichen Existenz war nur ein Vorwand. Ihr Machtpoker war zeitweise sehr gefährlich für das Projekt. Sie haben die Hazienda mittlerweile verlassen. Ab und zu tauchen sie erneut auf, um Ansprüche anzumelden.

Die Konflikte äußerten sich vehement: Auf Koordinationssitzungen gab es enorme Spannungen, die bis zu Körperverletzungen reichten. In den Gemeindeversammlungen waren emotionale Diskussionen, Polemiken und persön-

liche Verleumdungen auf der Tagesordnung. Am Anfang kamen alle Männer mit einer Machete zu den Versammlungen. Gerüchte wurden verbreitet, Leute wurden systematisch schlecht gemacht. Schließlich wurde sogar einer der Bewohner von Palmerita von einem mittlerweile flüchtigen Gemeindevorstand mit der Machete erschlagen.

Das Projekt in Palmerita konnte also nur mit einer Strategie zur Deeskalation von Konflikten gelingen. Koopera-

Kindern schlecht machten. Margarita konnte durch viele Gespräche schließlich erreichen, dass die Schüler selbst Lösungen suchten. Margarita hielt sich in der Konfliktbegleitung streng an die Regeln, niemand zu beschuldigen und alle Seiten zu respektieren.

Neben einer professionellen Vermittlung und Begleitung der Konflikte waren aber auch ganz andere Maßnahmen hilfreich. Zum Beispiel die vielen Fortbildungen, die die Bewohnerinnen und Bewohner von Palmerita durchlaufen haben: die Erwachsenenbildung, in der die über 18-jährigen alphabetisiert wurden und dann in drei

Damals hausten die Kinder unter Plastikplanen, ihre Bäuche waren von Bakterien aufgedunsen und die nackten Füße von Krätze verwundet.

tionspartner wie medico international und das Movimiento de Mujeres María Elena Cuadra (MEC) haben in vielen Konfliktsituationen interveniert. Dabei wurde versucht, durch verschiedene Vermittlungsmethoden, die Konflikte so zu deeskalieren, dass die Konfliktparteien am Ende selbst in der Lage waren, sie zu lösen.

Ein paradigmatischer Konflikt lag ganz am Anfang. In der Schule gab es zwischen den Kindern aus Palmerita und den alteingesessenen Schülern viele Auseinandersetzungen, in denen sie sich gegenseitig beleidigten, stichelten, reizten und ärgerten, bis es schließlich zu Handgreiflichkeiten kam. An Unterricht war nicht mehr zu denken. Schließlich wurde Margarita Espinoza, die Psychologin von MEC, eingeschaltet. Sie arbeitete wochenlang mit den Schülern, Lehrern und Eltern. Schließlich stellte sich heraus, dass die alteingesessenen Eltern die Bewohner von Palmerita aus Neid und Angst vor Überfällen vor ihren

Stufen die Grundschule abschlossen; die landwirtschaftliche Ausbildung und die Fortbildung in der Präventivmedizin. Im Sinne der Konfliktlösung waren die Inhalte zweitrangig, wichtig war die Erfahrung des gemeinsamen Lernens und des gemeinsamen Erarbeitens von Lerninhalten. In Palmerita wurde bei allen Ausbildungen und Fortbildungen Wert darauf gelegt, dass die Lerninhalte an den Erfahrungen der Menschen anknüpfen und die Methodik und Didaktik der Stoffvermittlung viel Raum für selbstgestaltetes Lernen lassen. Also kein Frontalunterricht. Dieses gemeinsam erlebte Lernen veränderte nebenbei die Kommunikationsformen der Beteiligten. Gemeinsames positives Erleben baut auch gegenseitige Aggressionen ab. Die Kommunikation wird sachbezogener. Das Erleben stärkt das Selbstbewusstsein. Nach und nach veränderten sich so einige Verhaltensmuster. Das wiederum vereinfachte die Konfliktbewältigung.



Keine häufige Erfolgsgeschichte: von der Plastikplane zum festen Haus mit Außenputz, Palmerita 2009. Fotos: medico

Mittlerweile sind in der Gemeinde Instanzen zur Konfliktregelung entstanden. Manchmal versuchen Konfliktparteien, den jetzigen medico-Projektkoordinator, Dieter Müller, zum Schiedsrichter zu ernennen, in der Hoffnung das Problem würde von ihm zu ihren Gunsten gelöst. Dieter verweist jedoch auf die kompetenten Gremien wie das kommunale Entwicklungskomitee oder die Genossenschaft. Und siehe da, oft gelingt es dort eine Lösung zu finden. Und es entsteht ein weiterer Lerneffekt: Die Teilnehmer bemühen sich, die Konflikte auf einem niedrigen Niveau zu halten, damit sie sie selbst durch Dialog und Verhandlungen lösen können.

Nicht nur ich habe die Veränderungen registriert. Kollegin Margarita Espinoza spricht von einer „starken Veränderung“. Die Bewohner seien toleranter. Auch die Nachbarn verträgen sich besser. Wenn ein Mann seiner Partnerin mit Schlägen droht, ruft diese ihre Nachbarn um Hilfe. Die dann auch kommen



und helfen. Dies habe die innerfamiliäre Gewalt stark reduziert. Margarita erzählt von Müttern, deren Töchter bald das letzte Jahr der Sekundarstufe in der Schule beenden. Die Mütter sparen schon, um

für ihre Töchter die Toga für die Abschlussfeier zu kaufen und um ein Fest zu feiern. Das klingt lapidar, aber ich freue mich, weil sie angefangen haben, nicht mehr nur das Heute zu planen, sondern auch das Morgen und vielleicht sogar die Zukunft.

Margarita erzählt mir, dass Gerüchte nicht mehr zu Tatsachen umge-

fen. Das dürfte seine Produktion deutlich erhöhen.

Oder Carneza Centeno. Sie ist bekannt dafür, dass sie ihre Kredite pünktlich zurückzahlt. Sie will nichts mehr geschenkt. Sie baut Hirse, Mais und Soja an, hat aber auch Avocadobäume und Hühner. Sie ist auch Mitglied im Gemeindeentwicklungskomitee. „Die Gemeinde

ist vereinigt, wir gehen gemeinsam.“ Auch sie hat an der Erwachsenenbildung teilgenommen und kann heute planen. Aber ihr ganzer Stolz ist ihr Sohn. Er war der

Beste in der Schule in Mathematik. Und jetzt studiert er in León auf der Universität Systemingenieurswesen. Das gehörte nicht zu den Projektzielen. Die Selbstorganisation hat begonnen. ■

Nach vierzig Jahren Tagelöhner-Dasein ist José Perez heute stolzer Bauer, der seine Produkte auf dem Markt verkauft und mit gefülltem Geldbeutel zurückkehrt.

deutet würden. Stattdessen erkundigt man sich beim Vorsitzenden des kommunalen Entwicklungskomitees, ob an den Gerüchten etwas dran ist.

Und natürlich sind da die Erfolgsgeschichten der Einzelnen. José Avila Molina Perez, zum Beispiel, ist wirklich Bauer geworden. Nach vierzig Jahren Leben als Tagelöhner ist er heute stolzer Kleinproduzent, der Woche für Woche seine Produkte auf dem Markt verkauft und mit gefülltem Geldbeutel zurückkehrt. Er erntet Gurken, Tomaten, Chilipfeffer, Paprika, Kleinstmelonen, Jamaicatee, diverse Früchte von 150 Bäumen. Bei der Erwachsenenbildung hat er gelernt, alles aufzuschreiben: seine Produktionsziele, seinen Materialbedarf, seine Ernteergebnisse und seine Einnahmen. Bei Gelegenheit will er sich eine Tröpfchenbewässerungsanlage anschaf-



Maisernte. Foto: medico

Die Gesundheitskooperative von Dhaka

Rikschafahrer: medico international und Gonoshastaya Kendra starten ein gemeinsames Pilotprojekt zur Gesundheitsabsicherung von Menschen im informellen Sektor.

Von Katja Rohrer

Für Habari Barg beginnt der Arbeitstag, wenn er sich morgens gegen Gebühr eine Fahrradrickscha bei einem der Besitzer ausleiht und mit ihr ins Zentrum fährt. Habari Barg arbeitet als Rikschafahrer in Dhaka, der Hauptstadt Bangladeschs. Mit seiner Familie lebt er in einem Elendsviertel außerhalb Dhakas und pendelt täglich in die Innenstadt, eine Fahrt, die mehrere Stunden in Anspruch nimmt. Aufgewachsen ist er in einem Dorf im Süden von Bangladesch. Er hat weder eine Ausbildung noch kann er lesen und schreiben. Nach Dhaka kam er, weil er Geld verdienen und seiner Familie ein besseres Leben bieten wollte. Nun versucht er jeden Tag, für seine buntbemalte Rikscha so viele Kunden wie möglich zu gewinnen. Dabei verdient er am Tag 50 Cent bis 2 Euro – wenn es gut läuft. Von seinem Einkommen versorgt er seine Mutter, seine beiden Kinder und seine Ehefrau – pro Person 30 Cent täglich.

Laut Weltbank gelten Menschen als extrem arm, die von weniger als 1,25 US-Dollar täglich leben müssen. Arztbesuche oder Schulbücher für seine Kinder kann sich Habari Barg nicht leisten: Er lebt buchstäblich von der Hand in den Mund. So wie Habari Barg kommen viele der Rikschafahrer aus der extremen Ar-

mut und der Arbeits- und Perspektivlosigkeit der ländlichen Gebiete nach Dhaka, in der Hoffnung, sich und ihre Familien in der Stadt ernähren zu können.

Der formelle Arbeitssektor ist Menschen ohne Ausbildung und Vorkenntnisse verschlossen. Kunden mit dem Fahrrad zu transportieren, ist zwar körperlich extrem belastend, aber dafür ohne Vorbildung und Kapital ausführbar. Rikschafahren schafft somit einen Zugang zum städtischen Arbeitsmarkt – bei geringem Verdienst, in unsicheren Arbeitsverhältnissen und mit einer im Zusammenhang von Armut und Mangelernährung hochgradig gesundheitsschädigenden Körperbelastung. Die Familien leben meist außerhalb der Innenstadt in Slums, und haben nur einen beschränkten oder gar keinen Zugang zu Bildungseinrichtungen, sauberem Trinkwasser und gesunden Lebensmitteln. Besonders deutlich zeigt sich die prekäre Lebenssituation der Rikschafahrer und ihrer Familien in der Gesundheitsversorgung.

Das staatliche Gesundheitswesen in Bangladesch krankt an ineffektiven Strukturen, einem Mangel an Personal und medizinischer Ausstattung. Weiter ausgehöhlt wird es durch die stete Abwanderung der Fachkräfte in den wach-



Projektstichwort:

In Dhaka leben aktuell ca. 14 Millionen Menschen. Die Stadt ist weltweit die elfgrößte urbane Region. Fünfzehn der zwanzig größten Megacities liegen laut einer UN-Studie in Entwicklungsländern, und ein Drittel der Stadtbewohner lebt in slumartigen Verhältnissen. Weil sich in diesen Ballungszentren entscheiden wird, wie wir leben, arbeitet medico mit lokalen Partnern, die begonnen haben, die im ländlichen Bereich erprobten Basisgesundheitskonzepte in den Slums der Megastädte anzuwenden. Die Gesundheitskooperative der Rikschafahrer von Dhaka ist ein Pilotprojekt unseres Partners Gonoshasthaya Kendra (GK). medico wird sich mit Ihrer Hilfe an dieser Gesundheitskooperative für städtische Arme beteiligen. Das Spendenstichwort lautet: **Bangladesh**.

senden privaten Gesundheitssektor. Deshalb ist die Bevölkerung im Bedarfsfall auf den privaten Sektor angewiesen. Habari Barg kann sich aber selbst im schlimmsten Fall keinen Arztbesuch leisten. Aufgrund der körperlichen Anstrengung seiner Arbeit und der schlechten gesundheitlichen Versorgung hat er stattdessen pro Monat mit ca. 3 bis 6 Fehltagen zu kämpfen – was einen erheblichen finanziellen Verlust bedeutet. Impfungen oder eine medizinische Betreuung der Kinder und seiner Frau sind für ihn erst recht unbezahlbar. Medizinische Leistungen für akute Krankheiten würden den Fahrer ca. 2 bis 3 Euro kosten, für Operationen müssten umgerechnet 50 bis 60 Euro bezahlt werden. Ein Ausweg aus diesem Dilemma scheint nicht möglich: Rikschafahrer können sich medizini-

sche Behandlungen schlicht nicht leisten, Arbeitsausfälle und andere Belastungen aber führen zu schwerwiegenden Konsequenzen für die Lebenssituation der gesamten Familie.

Gesundheitsvorsorge im Großstadtdschungel

Das Dilemma von Habari Barg und seiner Familie ist kein Einzelfall – in Dhaka leben rund 500.000 Familien vom Rik-

schafahren. Zusammen mit der bangladeschischen Partnerorganisation Gonoshastaya Kendra hat medico international deshalb ein Projekt ins Leben gerufen, das genau an dieser Stelle ansetzt und den Rikschafahrern einen Zugang zu Gesundheit ermöglicht. Für umgerechnet 1 Euro versichert Gonoshastaya Kendra den Fahrer sowie fünf weitere Familienmitglieder für ein Jahr. Zu den Leistungen gehören ärztliche Beratungsgespräche und medizinische Behandlungen ebenso wie Schwangerenfürsorge und Präventivmaßnahmen wie Impfungen. Für chirurgische Eingriffe und labortechnische Untersuchungen müssen die Fahrer umgerechnet einen weiteren Euro zuzahlen.

Sozialmedizinische Teams suchen die Familien zu Hause auf und versuchen, sie für gesundheitliche Risiken und Probleme zu sensibilisieren und sie so in die Gesundheitsfürsorge einzubinden. Dazu gehört auch die Auseinandersetzung mit Menschenrechten und sozialer Gerechtigkeit.

Für die Rikschafahrer-Kooperative ist Gesundheit nicht nur die Abwesenheit von Krankheit, sondern eine Frage umfassenden körperlichen, geistigen und sozialen Wohlergehens. Zugleich ist es der Versuch, das in ländlichen Gebieten erfolgreich erprobte Konzept der Primary Health Care auch auf städtische Gebiete zu übertragen. Deshalb wird dem Projekt in der Arbeit von medico wie von Gonoshastaya Kendra eine Vorreiterrolle zukommen: geht es doch darum, mit einer integrativen und partizipativen Gesundheitsfürsorge eine Antwort auf das dramatische Problem der städtischen Armut zu finden. Den Rikschafahrern wird endlich ein direkter Zugang zu Gesundheit ermöglicht – eine wesentliche Verbesserung ihrer Lebenssituation. Ökonomische Einbußen aufgrund von

Arbeitsausfällen verringern sich, finanzielle Ressourcen, die zuvor für Arztbesuche langfristig hätten angespart werden müssen, können nun in andere Lebensbereiche wie Bildung und bessere Nahrung investiert werden.

Der etwas andere Solidarbeitrag

Auch wenn Rikschafahren eine schwere und mühselige Arbeit bleibt, wird das Los der Fahrer und ihrer Familien entscheidend verbessert, weil das Projekt ihnen eine Möglichkeit bietet, im informellen Sektor dennoch in ein formelles Vorsorgesystem eingebunden zu werden. Eine Herausforderung, an der viele Initiativen der Entwicklungszusammenarbeit bisher scheiterten. Dabei kann nicht nur die Situation der Fahrer selbst, sondern auch die ihrer Kinder verbessert werden, wenn Arbeitsausfälle nicht mehr durch Kinderarbeit kompensiert werden müssen

Doch obwohl der Eigenbeitrag von einem Euro für den Rikschafahrer viel Geld ist, werden die Gesundheitskosten dadurch nicht gedeckt. Denn die tatsächlichen Kosten liegen bei 5 Euro pro Person. Deshalb muss die Gesundheitsfürsorge für eine fünfköpfige Familie jährlich mit umgerechnet 25 Euro finanziert werden. Insgesamt liegen die Kosten für das erste Jahr des Projektes, in dem 2.500 Familien angeworben werden sollen, bei 50.000 Euro.

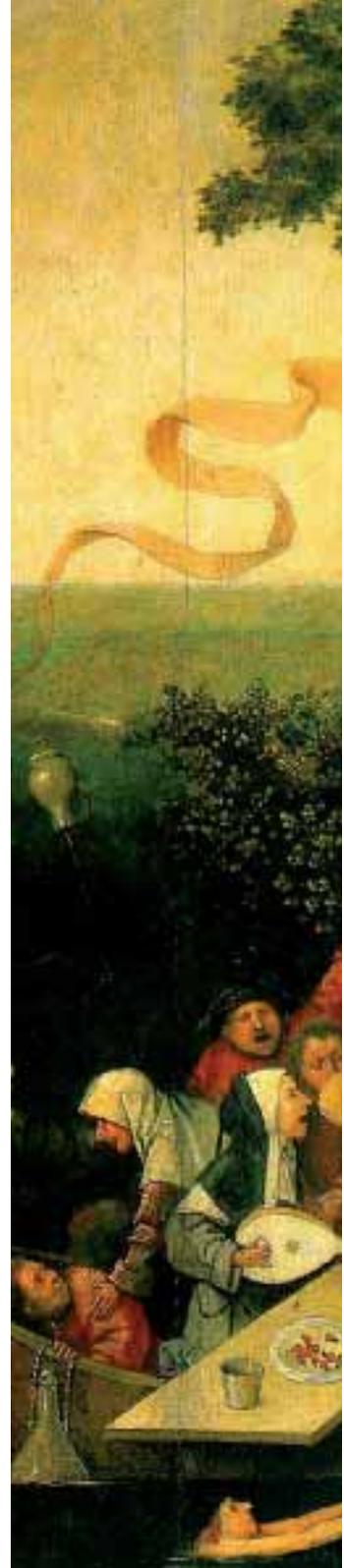
Weil das Projekt Katalysator sozialer Veränderungen sein kann, wird medico aus Spendenmitteln die Deckungskosten für diese Vorstufe einer Versicherung aufbringen. Es liegt darin auch die Chance zu zeigen, dass ein verbindlicher globaler Solidarausgleich für einen gerechten Zugang zu Gesundheit sehr wohl als sinnvoll akzeptiert wird. Ihre Spende ist dafür ein Beleg. ■

Im Himmel

von Navid Kermani

Recht überlegt, sieht so der Himmel aus: ein Holzdach in der Größe eines Fußballplatzes, Neonleuchten so grell, daß kein Schatten sich behauptet, der Boden und die brusthohen Wände aus ungestrichenem Beton. An den Wänden endlose Reihen von Brot, Vorspeisen aller Farben, Auberginen, eingelegtes Gemüse, Wurst und Käse, Pasteten, Oliven, Salat mit Salatsaucen, französisch, amerikanisch sowie Essig und Öl fürs eigene Dressing, Pizza, Pasta mit und ohne Meeresfrüchte, in Tomaten- oder Sahneseauce, Risotto, gegrilltem Fisch oder Fleisch, als Beilage Kartoffeln, Bohnen und Spinat, für den Nachtisch Obst, Torte, Schokoladencreme, Eis. Mitten im Raum Tische mit leeren Karaffen, darüber Hähne, aus denen Wasser und Wein fließen, Wasser mit und ohne Kohlensäure, Weißwein und Rotwein. Dosen mit Bier, Fruchtsäfte und Coca Cola liegen im Kühlfach. Ein Automat zaubert per Knopfdruck Kaffee in sieben Variationen hervor, überdies heißes Teewasser, Kakao und warme Milch.

Die Kahlheit der Speisehalle, die einzig für die wenigen Deutschen im Mißverhältnis zu dem gehobenen Standard der Ferienanlage steht, macht deutlich, daß es hier nur ums Fressen geht, um die möglichst effektive Bereitstellung möglichst vieler verschiedener, möglichst frisch zubereiteter Speisen. Keine Ablenkung am Ende der Nahrungskette. Kein Dekor. Pure Effizienz. Die Kellner sind beinah unsichtbar. Ihre Aufgabe beschränkt sich darauf, die Essensplatten auszutauschen und die halbvollen Teller abzuräumen, ohne daß die Gäste wechseln. Außer-



„Das Narrenschiff“ von Hieronymus Bosch.



dem kontrollieren sie diskret die Armbänder, die anzeigen, ob die Gäste Halb- oder Vollpension gebucht haben. Weil der Lohn auch in Südeuropa nicht mehr billig ist, wurde die Essenzzufuhr weitgehend automatisiert. Die Obszönität ist unverstellter als sagen wir in einem ägyptischen Ferienressort, wo man mit seinem Bediensteten rasch ein Vertrauensverhältnis entwickelt, das über den Gegensatz von Reichtum und Armut hinwegtäuscht, über Herrschaft und Knechtschaft. Wie im Paradies von den Trauben, bedient sich hier jeder selbst.

Die Assoziation kam mir wegen der Halle. Sie sieht aus wie die Sammellager, wo die Flüchtlinge untergebracht werden, die an den Rändern Europas aus den Flüssen steigen, aus den Containern kriechen, lebend an die Küsten spülen, warum nicht auch an den Strand ihrer Ferienanlage. Boden, Wände, Dach, Größe der Container sind dieselben. Die Reihen bestehen allerdings aus Betten und ziehen sich mitten durch den Raum. Schon den Abwasch erledigen zu dürfen, wäre der Himmel für die Männer und Frauen, die in Tanger oder vor Ceuta auf das nächste Himmelfahrtskommando warten. Das sage ich nicht nur so. Das sagten sie mir.

Gelegentliche Wartezeiten sind unvermeidlich, wenn der Masse keine Massenware vorgesetzt werden soll. Wann immer aus der Küche eine neue Platte gebracht wird, beschleunigen einige der Gäste den Schritt. Nirgends steht, daß man im Paradies glücklich ist. Es ist nur alles da.

Navid Kermani ist Schriftsteller und Orientalist. Zuletzt erschien von ihm: „Wer ist Wir?“ Deutschland und seine Muslime (Verlag Beck, 2009).

westafrika - migration

Das Trauma des Scheiterns



Der Wunsch nach Emigration hat tiefgreifende Konsequenzen für die afrikanischen Gesellschaften. Der Auswanderungswillige hat nicht nur die Grenzzäune Europas zu überwinden, sondern er muss sich auch gegenüber den finanziellen Erwartungen der am Ort verbliebenen Familien und Verwandten beweisen. Arbeitsmigranten aus Afrika überweisen jährlich etwa 12,5 Milliarden Euro in ihre Heimatländer. Auf das Trauma einer Abschiebung folgt daher nicht selten das Trauma einer Ankunft, die den Betroffenen ins gesellschaftliche Abseits fallen lässt.

Von Charlotte Wiedemann

Wer ein wenig sensibel ist, empfindet Scham beim Anblick der überfüllten Migranten-Boote im Mittelmeer. Scham über die europäische Politik, und auch ein Gefühl, schuldlos mit-

schuldig zu sein an diesem Desaster. Beides verbindet sich häufig mit einem moralischen Reflex: der Idealisierung der Migration und der Heroisierung der Migranten. Zumal jener aus Afrika, deren

Warten auf den Transport ins Ungewisse.
Festgesetzte Migranten an der marokkanisch-
algerischen Grenze. Foto: Reuters



Notlage man zweifelsfrei zu kennen glaubt. Wahlweise gelten Migranten als die „Besten“, die „Stärksten“ ihrer Gesellschaften, als die „Ärmsten“ oder die „Verzweifeltsten“ des Kontinents. Weniges von diesen Superlativen hält Nachprüfungen stand. Die Verzweifeltsten und Ärmsten sind jene, die niemals in die Nähe eines teuren Schlepper-Tickets nach Europa kommen; sie werden in die innerafrikanischen Flüchtlingsstrecks gespült, ohne jede Entscheidungsmöglichkeit. Wer sich aus Subsahara auf die hochgefährliche Reise in den Norden macht, hat hingegen eine Entscheidung getroffen. Dass es die stumme Macht der Verhältnisse sei, die alternativlos in die Migration treibe, „weil wir sonst verhun-

gern“, das ist eine Selbststilisierung für die Kameras weißer Fernsehteams.

Nur wer geht, der zählt

Der Mythos, es seien die Stärksten und Besten, die weggehen, beleidigt ganz nebenbei alle jene, die weiterhin jeden Tag mit der Hacke aufs Feld ziehen – also die Masse der Schwarzafrikaner. Und die Stilisierung zum Stärksten und Besten schlägt ohne Gnade auf den Migranten selbst zurück, wenn er mit leeren Händen zurückkehrt. Trotz tausendfacher Abschiebungen und hundertfachen Ertrinkens: Ein glückloser Heimkehrer wird zu Hause als individueller Versager behandelt. Sein Scheitern bedeutet Schande

und Schuld, selbst wenn er als Abgeschobener in Handschellen ins Flugzeug gezwungen wurde. „Die Ausweisung wird von seiner sozialen Umgebung nicht verstanden“, sagt Mamadou Keita, Generalsekretär der Association Malienne des Expulsés. „Man hält den Rückkehrer für einen Delinquenten oder für unfähig. Oder die Rückkehr wird sogar als Fluch gedeutet. Die Reaktion der Gemeinschaft kann dramatisch sein.“ Viele Heimkehrer wollen wegen der Stigmatisierung nicht zurück in ihr Heimatdorf. Manche nehmen sich sogar das Leben.

Warum diese Verachtung? Warum so wenig Mitgefühl, so wenig Solidarität mit dem traurigen Heimkehrer?

Wie kann es sein, dass auf das Trauma der Abschiebung noch ein Trauma der Ankunft folgt? Am leichtesten zu verstehen sind materielle Gründe: Wenn die Familie ihre einzigen Rinder verkauft hat, um die Reisekosten aufzubringen, reißt das Scheitern des Migranten alle mit in die Katastrophe. Doch häufig hat die Verachtung eher kulturelle Gründe; sie hat mit der Sozialpsychologie, mit den Werten und den Ehrvorstellungen der Gesellschaft zu tun, und das gilt vor allem dort, wo – wie in Mali – eine zeitlich begrenzte Arbeitsmigration seit vielen Jahrzehnten im Lebensrhythmus von Familien, Dörfern, Gemeinschaften verankert ist. Das Abenteuer der Migration



war dort früher für die männliche Jugend gleichbedeutend mit dem Schritt ins Erwachsenwerden. Weil die Reise heute, zumal die illegale, so kostspielig geworden ist, sind die Migranten bereits Spätstarter; kehren sie dann ohne Erfolg zurück, sind sie gleichsam nie erwachsen geworden.

Die Fremde als Statussymbol

Die Idealisierung der Migration, die Verbindung von Männlichkeit & Migration hat ihren festen Platz in der Folklore. Wer nicht migrieren will, ist ein Schwächling, ein Stubenhocker; in der Soninke-Sprache werden sie „Klebenbleiber“ genannt,



sie sind unreif, faul und feige. Da wundert es nicht, wenn sie keine Frau finden. Die Familienstrukturen: In einer afrikanischen Großfamilie herrscht viel Rivalität. Mit Erfolg und Misserfolg des Migranten steigt und fällt der Status einer Reihe anderer Familienmitglieder. Alle, die auf ihn gesetzt haben, verlieren mit ihm, vor allem die Frauen, Mütter, Schwestern. Weil es für die Frauen am schwersten ist, ihren Status durch eigene Leistung anzuhoben, entlädt sich ihre Enttäuschung oft in besonders bitterem Spott über den glücklosen Bruder oder Cousin. Dass er viel gewagt hat, dass er womöglich sein Leben aufs Spiel gesetzt hat, dass er knapp überlebte und schließlich im Abschiebeknast litt, all das allein zählt wenig. Denn die Ehre gebührt dem, der seine Familie gut versorgt.

Im Idealfall kam früher der älteste Sohn zu einem Zeitpunkt aus dem Ausland zurück, zu dem er von seinem Vater die Rolle des Familienoberhaupts übernahm; nun konnten die jüngeren Brüder reisen. Das alles funktioniert heute nicht mehr; die afrikanische Familienordnung ähnelt einer Marionette, an den Fäden ziehen Konsularbeamte, Visaschaffer, Schlepper und Schwarzarbeitskontrolleure. Werden gerade deshalb die alten Ehrvorstellungen so vehement, so gnadenlos verteidigt? Ein *Chef de famille*, der die Seinen nicht versorgen kann, hat keine Existenzberechtigung. Ein Rückkehrer, der es zu nichts gebracht hat und trotzdem Familienoberhaupt werden muss, befindet sich psychisch in einer aussichtslosen Lage.

Es scheint, als würden zwei Dinge völlig unverbunden in den Köpfen existieren: Einerseits ist das Wissen, welche unüberwindbaren Hürden Europa

gegen die Migration aufgebaut hat, durchaus verbreitet - und auch die Empörung darüber; andererseits wird das Scheitern trotzdem dem Individuum angelastet. Ein Modell, das in der Vergangenheit Erfolg versprach, hat seine Gültigkeit verloren; aber dieses abstrakte Wissen setzt sich nicht um in Verhalten, in neue Werte, neue Orientierungen. Emotional und sozial hat sich die Gesellschaft der veränderten Realität nicht angepasst. Dies Phänomen ist nicht allein afrikanisch: auch andere Kulturen, in denen periodische Arbeitsmigration üblich war, leiden an dieser Bruchstelle.

Afrikanisch mag allerdings sein, dass die Idealisierung der Migration verstärkt wird durch eine fatale Psychologie der Außenorientierung. Wenn sich ein schwarzer Müllmann in Paris oder ein ausgebeuteter illegaler Tellerwäscher in Berlin ein Ansehen in seinem Heimatdorf erarbeiten kann, das ihm durch Feldarbeit niemals möglich wäre, dann hat das natürlich erst einmal mit den Einkommensunterschieden zwischen dem reichen und dem armen Teil der Welt zu tun. Aber es ist auch etwas zutiefst nicht in Ordnung im Seelenhaushalt einer solchen Gesellschaft. Und der glücklose Heimkehrer bezahlt dafür den Preis.

Mit Afrika fertig sein

Um der sozialen Verachtung zu entrinnen, wird er sich, wenn es nur irgend geht, bald in den nächsten fatalen Reiseplan stürzen. Und niemand mit kühlem Kopf und moralischer Autorität stellt sich ihm in den Weg. Wo sind die afrikanischen Aufklärer, wo sind die Imame, die die jungen Leute davon abhalten, zu horrenden Schlepperkosten den Routen des Todes zu folgen? Als der italienische Journalist Gabriele del Grande die Le-

bensumstände verunglückter Migranten rekonstruierte und in ihren Milieus nach den Gründen für die Ausreise forschte, stieß er auf das Gefühl, Bleiben bedeute, „sein Leben wegzuworfen, weil es keine Arbeit gibt, weil sich nichts bewegt“. Über einen 22-jährigen notiert del Grande: „Mit Afrika ist er fertig.“ Korrupte, unfähige Regierungen sehen solche jungen Männer gern gehen: Migration statt Rebellion. So nährt eine verhängnisvolle Allianz die Sucht, bloß wegzukommen: ruchlose Schlepper, geldgierige Marabouts, die Fetische fürs Überleben verkaufen, larmoyante Oberklassen und geltungssüchtige Dorfchefs, die eine prächtigere Moschee aus Migrantengeld haben wollen als das Nachbardorf.

Aus all dem ergibt sich eine große und schwierige Frage: Ist es allein progressiv, für das Recht auf Migration einzustehen? Ist es möglich, der Migration entgegenzuwirken, ohne das Geschäft der Europäischen Union zu betreiben? Europa hat der Migration den Krieg erklärt, und manche jungen Migranten sehen sich reziprok als Kämpfer, als Soldaten in diesem Krieg. Ihre verunglückten Kameraden nennen sie „Gefallene“. Doch aus der Parole *Europa oder der Tod!* spricht eine entsetzliche Resignation; sie ist eine Bankrotterklärung Afrikas. Die Schlacht müsste anderswo geschlagen werden: wenn die jungen Leute mit der Kraft, dem Wagemut und der Hartnäckigkeit, die sie durch die Sahara und über die Meere treibt, ihren Regierungen entgegenträten. Um ein Leben zu fordern, das es wert ist, nicht auf See weggeworfen zu werden. ■

Charlotte Wiedemann ist freie Journalistin und Buchautorin. Zuletzt erschien von ihr: „Ihr wisst nichts über uns!“ Meine Reisen durch einen unbekanntem Islam (Verlag Herder, 2008).



Projektstichwort:

Mehr als nur Akuthilfe: Das westafrikanische Netzwerk für die Rechte der Migranten

Der malische medico-Partner *Association Malienne des Expulsés* (AME) kümmert sich als Selbsthilfegruppe ehemaliger Abgeschobener in Bamako um jene abgeschobenen Migranten, die allabendlich von den europäischen Fluglinien am Flughafen ausgespuckt werden. Aber die Organisation reagiert auch auf die zunehmende Präsenz des europäischen Migrationsregimes in der Region, indem sie den intensivierten Grenzkontrollen im ehemals gänzlich visumsfreien subsaharischen Westafrika eine länderübergreifende Solidarität entgegensetzt: Gemeinsam mit zwei weiteren medico-Partnern, der *Menschenrechtsvereinigung* (AMDH) aus der mauretanischen Hauptstadt Nouakchott und der *Assoziaton Beni Znassen für Kultur, Entwicklung und Solidarität* (ABCDS) aus Oujda im Nordosten Marokkos, versucht die AME ein transnationales Solidaritätsnetzwerk aufzubauen. Dabei geht es nicht allein um akute Nothilfe für Abgeschobene oder direkte Kooperationen, wie etwa im mauretanisch-malischen Grenzgebiet, wo tagtäglich Halbverdurstete aufgefunden und versorgt werden, sondern auch um die Schaffung von öffentlicher Gegenmacht für die Rechte der Migranten durch länderübergreifende Workshops und demonstrative Aktionen. In Bamako leistet die AME zudem eine Entwicklungshilfe besonderer Art: Mit ihrer Beratung gründete sich die Selbsthilfegruppe (ARACEM) der Abgeschobenen aus zentralafrikanischen Ländern (Kamerun, beide Kongos, Tschad, Zentralafrikanische Republik, Gabun), die versucht, Hunderte von festsitzenden Migranten mit dem Allernotwendigsten (Medizin, Wasser, Nahrung) zu versorgen. medico leistet auch hier eine erste Überbrückungshilfe.

Unser Partnernetzwerk in Westafrika beginnt sich zu organisieren. Noch sind ihre personellen Kapazitäten und finanziellen Ressourcen viel zu gering, um auch nur einen Bruchteil all jener versorgen zu können, die per Flugzeug ausgeflogen, an den innerafrikanischen Wüstengrenzen aufgehalten, oder in den Booten entlang der südlichen Meere vor Europa aufgebracht werden. Aber ein wichtiger Schritt ist erfolgt: Die „Sprachlosen“ haben begonnen zu sprechen und klagen wahrnehmbar ihre Rechte gegenüber ihren eigenen, Europa allzu willfährigen afrikanischen Machthabern ein. Unterstützen Sie diese mutigen Menschenrechtler mit Ihrer Spende. Das Stichwort lautet: **Migration.**

Theater und Wirklichkeit

Kolleginnen und Kollegen berichten in den medico-Blogs

Im medico-Hausblog stand am 21. September über den Auftritt des Freedom Theatres in Frankfurt:

„**Theater und Wirklichkeit** - Es gibt selten diese Momente, da man glaubt, etwas Grundlegendes aus der medico-Arbeit verstanden und zugleich gefühlt zu haben. Am vergangenen 17. September besuchten uns die Schauspielschüler des Freiheits-Theaters Jenin und ihr Direktor einen solchen unwiederbringlichen Moment. Mit einer Kraft, Entschlossenheit und Ernsthaftigkeit kämpften, tanzten, sprangen, liebten und starben die 9 jungen Männer und Frauen aus der palästinensischen Westbank auf der Bühne, dass wir Zuschauer teil hatten an ihrer Sicht auf die „Fragmente Palästinas“. Das Stück ist, mit seinen knapp 40 Minuten Psychodrama, expressives Theater

und radikaler Selbstbehauptungswille in Einem. Das war keine Goodwill-Veranstaltung, auf der wir freundlich die Kunstübungen der Marginalisierten entgegennahmen ...“

In den Blogs aus Managua, Ramallah und Frankfurt berichten Kolleginnen und Kollegen aktuell z.B. von den verheerenden Erdbeben in El Salvador, von den Vorbereitungen, Diskussionen und den Bewegungen rund um die Fußball-WM in Südafrika, von der Gegenveranstaltung zum sog. World Health Summit in Berlin, oder von der „zweiten“ Hilfe im Gaza-Streifen. Alle Blogs finden Sie unter: www.medico.de/blogs

Abonnieren Sie den medico-Newsletter, der Sie regelmäßig und aktuell über die medico-Arbeit auf dem Laufenden hält: www.medico.de ■

Public Eye on Berlin

Erfolgreicher Protest gegen den „Weltgesundheitsgipfel“

Wie kommen die eigentlich darauf“, so fragten uns gleich mehrere Journalisten, „diese Konferenz ‚Weltgesundheitsgipfel‘ zu nennen?“ Eine berechtigte Frage, war das Treffen, zu dem die Berliner Charité lud, doch eher eine prominent besetzte Lob-

byveranstaltung von Forschung, Pharmaindustrie und Politik.

Viel Zeit zum Einspruch blieb uns nicht. Kunde vom „Weltgesundheitsgipfel“ erhielten wir erst, als sich die Veranstalter ganz zuletzt der Zivilgesellschaft erinnerten und so auch medico zur

www.medico.de



medico-Blogs!

Teilnahme luden. Da hatten Kanzlerin Merkel und Präsident Sarkozy schon die Schirmherrschaft, große Pharmakonzerne die Finanzierung zugesichert. Wir informierten kirchliche Hilfswerke, ver.di und den DGB, langjährige Partner wie die BUKO-Pharmakampagne und den Verband Demokratischer Ärztinnen und Ärzte, und luden mit insgesamt 27 Organisationen zum Alternativgipfel.

Den Anfang machte eine vom Berliner Büro für medizinische Flüchtlingshilfe vorbereitete öffentliche Aktion

direkt vor dem Charité-Hochhaus. Ihr folgten die Pressekonferenz und der von mehr als hundert Teilnehmerinnen und Teilnehmern besuchte, sehr lebendige Alternativgipfel. Via Satellit schalteten wir zu medico-Partnern, die in den Slums der indischen Megastadt Bangalore arbeiten. Ein passender Gegenzug zum „Weltgesundheitsgipfel“, der seine „Vision“ ebenfalls per Satellit bebilderte, mit einer Schaltung in die internationale Raumstation: nicht inkonsequent, kümmerte sich ein Seminar dort doch um die „Heraus-

forderungen von Langzeitaufenthalten auf Mond und Mars“ und deren Folgen für die irdische Medizin. Technischer Fortschritt für die, die zahlen können, einerseits – globale Gesundheitsgerechtigkeit andererseits: so einfach, so grund-

sätzlich lässt sich das in Berlin verhandelte Entweder-oder auf den Punkt bringen. Einen „Weltgesundheitsgipfel“ soll es auch im nächsten Jahr geben. Gut, dass wir das jetzt schon wissen. Wir kommen wieder. ■

Intervention zugunsten der Menschenrechte?

Veranstaltungen zu Afghanistan

Foto: medico

Nach acht Jahren Intervention ist Afghanistan weder ein demokratischer noch ein friedlicher Ort. Ohne einen Strategiewechsel droht das Land in einem Strudel aus Gewalt zu versinken. Was aber bedeutet ein Strategiewechsel? Darüber öffentlich zu debattieren, dazu hatten wir aufgerufen.

In Städten wie Hannover, Nürnberg oder Herrenberg – auf insgesamt acht kleineren und größeren Veranstaltungen – sind wir in lebhaften Diskussionen dieser Frage nachgegangen. Einigkeit herrschte hinsichtlich der Erkenntnis, dass – trotz der beharrlich verbreiteten Schönmalerei der Bundesregierung – ein Strategiewechsel in Afghanistan sowie anderswo auf der Welt dringend geboten ist. Statt die Außenpolitik weiter zu milita-

risieren, sollte eine entwicklungspolitische Offensive die sozialen Rechte der Menschen fördern. Den Blick auf die Zukunft richtend, muss beantwortet werden, wie die Menschenrechte fern jeglicher Instrumentalisierung vom Kopf auf die Füße gestellt werden könnten.

Diese Debatte setzte sich durch diverse medico-Beiträge in der überregionalen Presse fort, wie beispielsweise in einem Streitgespräch in der taz. Zusammen mit einem breiten Bündnis von in Afghanistan aktiven Entwicklungsorganisationen hat medico zudem jüngst in Berlin eine große Afghanistan-Konferenz realisiert. Der Konferenzbeitrag von Thomas Gebauer, *Blühende Landschaften am Hindukusch?*, ist nachzulesen unter www.medico.de. ■

Projekte der Emanzipation fördern

Warum ich mich als Umherreisender mit einer Hilfsorganisation in Frankfurt verbunden fühle

Von Michael Obert

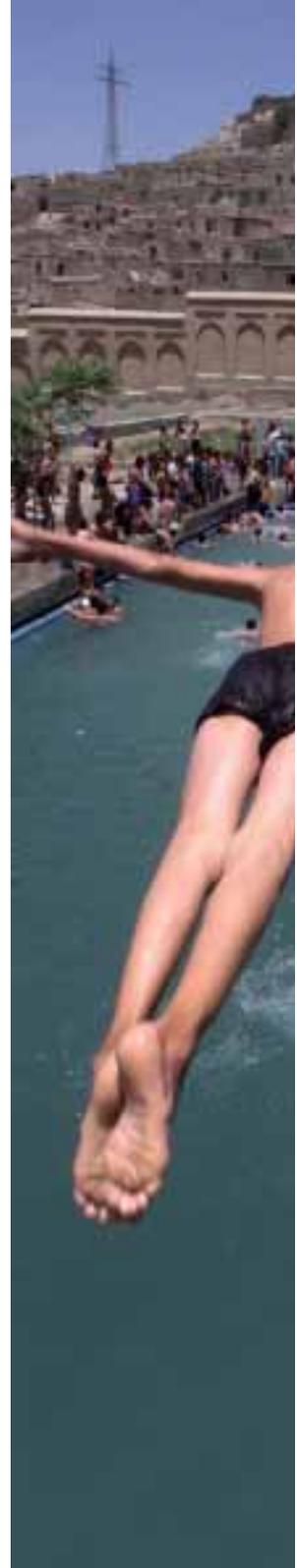
Manchmal erhalte ich erboste Zuschriften, die mir vorwerfen, aus Ländern wie Afghanistan, Sudan, Somalia oder Irak gäbe es wohl Wichtigeres zu berichten, als von den »Banalitäten des heimischen Gärtchens«, von den »Hirngespinsten irgendwelcher Bauern« oder vom »Budenzauber und Hokuspokus, dem ein paar Primitive anhängen«. Wenn ich nachhake, stellt sich meist heraus, dass als die wirklich wichtigen Dinge in diesen Ländern deren Probleme angesehen werden: Elend, Hunger, Terrorismus, Chaos, Krieg. So sehr haben die Massenmedien unsere Sicht auf die Welt verengt, dass wir das Wesen krisengeschüttelter Regionen auf jene Aspekte reduzieren, die uns von den sensations- und profithungrigen Bringdiensten der Welt rund um die Uhr ins Wohnzimmer geliefert werden. Bei all den Selbstmordattentaten und Raketeneinschlägen könnte man fast vergessen, dass auf der »Achse des Fremden« auch ganz normale Menschen leben: Bauern, Bäcker, Fleischer, Fischer, Apotheker, Lehrer, Taxifahrer – Mütter, Väter, Brüder, Schwestern, Töchter, Söhne. Menschen mit ihren Problemen, sicher, aber eben auch mit ihren Freuden, mit ihren Hoffnungen und Träumen. Menschen wie wir.

Bei meinem Unterwegssein und Schreiben geht es vor allem darum, diesen Menschen zu begegnen. In ihrem Alltag, in ihrer gelebten Normalität. Ich möchte mit ihnen – und anschließend mit meinen Leserinnen und Lesern – neben ihrem täglichen Kampf auch ihre Lichtblicke und ihr Lachen teilen, ihre Würde, ihr Menschsein. Dieses Anliegen ist es, was mich im Kern mit medico international verbindet. medico unterstützt sozialmedizinische, psychosoziale und menschenrechtliche Projekte nicht als allwissender Helfer, der vorgibt, was, wann, wo und wie zu geschehen hat, sondern auf Augenhöhe. Zuhören, sich einfühlen, solidarisch handeln, Projekte der Emanzipation fördern, die Öffentlichkeit – hier wie dort – aufklären, um für menschenwürdige Lebensverhältnisse einzutreten und Opfern ein Gesicht zu geben, einen Namen, eine Stimme.

Vor einigen Jahren kam ich von einer sieben Monate langen Reise

von der Quelle bis zur Mündung des Niger zurück und wollte etwas von der Hilfsbereitschaft und Offenheit, die ich dort erfahren hatte, zurückgeben. Ich wollte etwas für diejenigen tun, die mich unterwegs in ihre Welt eingeführt, Augenblicke des Glücks mit mir geteilt und mir mehrfach aus lebensbedrohlichen Situationen herausgeholfen hatten. Als ich mich damals auf der Suche nach einem passenden Partner in die Philosophien internationaler Hilfsorganisationen einarbeitete, schlugen mir unverhüllt koloniales und missionarisches Gedankengut entgegen. Und sehr bald wurde mir klar, dass ich es mit einer milliardenschweren Industrie zu tun hatte, deren mitunter perfide Geschäftsmodelle sich ausgerechnet auf jene stützen, die ganz unten angekommen sind. Unter dem Deckmäntelchen des Samaritertums wuchert ein Ekel erregendes Business mit der Not und Verzweiflung von Menschen, die auf diese Weise gleich mehrfach zu Opfern globaler Verflechtungen werden.

Seit meiner Rückkehr vom Niger arbeite ich mit medico international zusammen. Denn medico grenzt sich entschieden vom Filz der Hilfsindustrie ab. Davon konnte ich mich in den vergangenen Jahren immer wieder überzeugen. Nicht zuletzt auch als Journalist vor Ort. In den Diamantengruben von Sierra Leone. In den Minenfeldern Afghanistans. In palästinensischen Flüchtlingscamps. Dort erschöpft sich *Hilfe* – dieses große Wort, diese Aufforderung zum Handeln – nicht allein darin, eine Region mit den notwendigen humanitären Pflastern zu verarzten. In unserer globalisierten Welt ist es nicht damit getan, die Opfer einer Katastrophe mit Nahrung für den nächsten und übernächsten Tag zu versorgen. medico hat richtig





erkannt und als einen weiteren Schwerpunkt seiner Arbeit definiert, dass es immer wichtiger wird, Öffentlichkeiten zu schaffen, die herkömmlichen und verkrusteten Meinungsbildern entgegenwirken. Also Räume und „Sprechorte“ für Notleidende, Ausgegrenzte und Akteure, die sich für eine Veränderung einsetzen. Dieses Anliegen ist eng mit meinem eigenen Unterwegssein und Schreiben verbunden. Weil die Medien den Menschen in Krisenregionen zunehmend unterschlagen und ihn meist nur noch als Erfüllungsgehilfen ihrer Bilder benutzen, werden die Opfer von Gewalt unsichtbar. Es ist, als existierten sie gar nicht. Sie nicht wahrzunehmen und zu schweigen ist eine weitere Form der Gewalt, der wir sie aussetzen. Nur wenn wir diese inhumane Kruste aufbrechen und die Menschen darunter wieder zum Vorschein kommen lassen, kann die globale Apathie einer echten Teilnahme weichen – an den Schicksalen, aber auch an der Schönheit dieser Welt.

Ohne Teilname keine Aktion. Ohne Aktion keine Veränderung. Und dass es nicht so weitergehen kann, spüren wir alle. Für medico bedeutet das: entschlossen weitermachen. Dabei auf die eigene Unabhängigkeit achten und weiterhin auf schönfärbische Spendenwerberei verzichten. Für mein Schreiben bedeutet das: in Bewegung bleiben, unterwegs, um auf den Straßen von Kabul, Bagdad oder Khartum, am Managua-See, im Sahel oder am Ganges ganz normalen Menschen zu begegnen, sie zu Wort kommen, sie wehklagen, aber auch träumen und lachen zu lassen. Den Hirten im Hindukusch ebenso wie den Scherenschleifer im irakischen Taurusgebirge. Und den Lehrer, der mich auf einer Fähre über den Nil bat, meinen Leuten – Euch – zu sagen, dass die Sudaner keine Terroristen sind.

Michael Obert ist freier Journalist und Reiseschriftsteller.
Zuletzt erschien von ihm: Die Ränder der Welt.
Patagonien, Timbuktu, Bhutan & Co (Malik Verlag).

Liebe Leserinnen und Leser,

wir können Ihnen hier nur eine Auswahl unserer jüngsten Veröffentlichungen und Materialien zu aktuellen Kampagnen (u.a. Filme, CD-ROMs, Unterschriftenlisten) präsentieren, eine Gesamtübersicht können Sie bei uns anfordern oder finden Sie auf www.medico.de. Zum Nachlesen und Weiterverteilen, für die Bildungsarbeit, zum Auslegen im Laden nebenan. Übrigens: Unsere Materialien schicken wir Ihnen kostenlos, es sei denn, ein Preis ist vermerkt.

Für Nachfragen stehen wir Ihnen unter der Tel. (069) 944 38-0 gerne zur Verfügung.

medico im Überblick



Jahresbericht 2008

(36 S.) Projekte, Netzwerke, Aktionen, Kampagnen: der Gesamtüberblick mit Grundsätzen und Finanzbericht.



Broschüre stiftung medico international

(16 S.) Übersicht über Ziele, Satzung, Struktur und steuerliche Aspekte der stiftung medico international.



Hilfe im Handgemenge

(Faltblatt) Solidarität heißt Partnerschaft: medico international kurz vorgestellt – mit Projektbeispielen aus Mali, Guatemala, Israel & Palästina, Bangladesch. Auch zum Weiterverteilen.

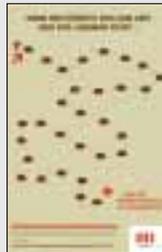
Materialien zu medico-Kampagnen



Die Saat des Krieges

Landminen: Kampagne & Projekte

(8 S., Zeitung) Mit Texten zu Streumunition und vielen Aktionsangeboten zum 10-jährigen Jubiläum der Verleihung des Friedensnobelpreises.



Gesundheit ist mehr als die Abwesenheit von Krankheit (Plakat, DIN A1)

Neue medico-Plakate im Praxistest: für Gesundheitszentren, beim Arzt ihres Vertrauens oder an anderen öffentlichen wie privaten Orten.

Damit sie unversehrt bei Ihnen ankommen, verschicken wir sie in einer Plakatrolle. Weil dadurch die Versandkosten sehr hoch sind (7,40 €), würden wir uns über eine Spende freuen. Spendenstichwort: **Gesundheit**.

ein Plakatrolle. Weil dadurch die Versandkosten sehr hoch sind (7,40 €), würden wir uns über eine Spende freuen. Spendenstichwort: **Gesundheit**.

Aus den Projekten



Hilfe für die Menschen in Gaza

Spendenauftrag mit Infos zur Arbeit in Gaza inkl. Überweisungsträger.

medico rundschreiben

Nummer 02 | 09:

30 Jahre sandinistische Revolution: Erfahrungen, Projekte, Ausblicke. Sri Lanka, Paul Parin.

Nummer 03 | 09:

Sonderheft zu Problemen der Weltgesundheit: Gesundheit als soziale Frage, in ihren psychosozialen Dimensionen, Gesundheitsbewegung & Globale Netzwerke.

medico-Position



Migration und Flüchtlingsschutz im Zeichen der Globalisierung

(24 S.) Positionspapier von Pro Asyl und medico international zu Ursachen von Migration und Flucht, Kritik an der EU-Migrationspolitik sowie Forderungen für eine humane Flüchtlings- und Migrationspolitik.



WHY? – Jahr für Jahr sterben Flüchtlinge an den Außengrenzen Europas (Plakat, DIN A1)

Das Plakat WHY? können Sie kostenlos bei uns bestellen. Damit es unversehrt bei Ihnen ankommt, verschicken wir es in einer Plakatrolle. Weil dadurch die Versandkosten sehr hoch sind (7,40 €), würden wir uns über eine Spende freuen. Spendenstichwort: **Migration.**

medico-report



medico-report 27 Patienten, Patente und Profite Globale Gesundheit und geistiges Eigentum

(152 S.) Internationale Experten hinterfragen das bestehende weltweite Patentsystem und präsentieren innovative Ideen für eine alternative Medikamentenpolitik,

die Menschenleben rettet und Kranken den Zugang zu einer elementaren Versorgung sichert. 12 €.

Ich bestelle:

- Jahresbericht 2008
- Broschüre: stiftung medico international
- Faltblatt: Hilfe im Handgemeinge
- Zeitung: Die Saat des Krieges
- medico-Praxis-Plakat DIN A1: Sri Lanka
- medico-Praxis-Plakat DIN A1: Afghanistan
- medico-Praxis-Plakat DIN A1: Simbabwe
- Faltblatt: Hilfe für die Menschen in Gaza
- medico rundschreiben 02 | 09
- medico rundschreiben 03 | 09
- Broschüre: Migration und Flüchtlingsschutz
- DIN A1-Plakat: WHY?
- medico-report 27 – 12 €

Name: _____

Straße: _____

Ort: _____

Meine Spendernummer: _____

Ich möchte:

- kostenlose Materialien bestellen
- ggn. Rechnung (zzgl. 2 € Versand) bezahlen
- dass der Rechnungsbetrag einmalig für diese Bestellung von meinem Bankkonto abgebucht wird.

Kontonummer: _____

Bank: _____

Bankleitzahl: _____

Datum: _____

Unterschrift: _____

Bitte einsenden an:

medico international
Burgstraße 106
D-60389 Frankfurt am Main

oder faxen an:

(069) 43 60 02

Spendeninformation

Adressänderung

Bitte geben Sie bei Änderungen Ihrer Adresse auch Ihre alte Anschrift und/oder die Spendernummer an. So ermöglichen Sie es uns, Sie zu „finden“, und helfen zugleich mit, Verwaltungskosten zu sparen.

Einmalige Spende

Für Spenden ab 50 € schicken wir Ihnen eine Spendenbescheinigung zu. Für alle Spenden unter diesem Betrag empfehlen wir Ihnen, Ihrem Finanzamt eine Kopie Ihres Kontoauszugs zusammen mit einem Abriss eines medico-Überweisungsfornulars einzureichen. Auf der Rückseite des Abrisses befinden sich Informationen zum Freistellungsbescheid. Selbstverständlich stellen wir Ihnen auch für Spenden unter 50 € auf Anfrage eine Spendenbescheinigung aus. Wenn Sie mehr als einmal im Jahr spenden, schicken wir Ihnen keine Einzelquittung, sondern gerne zu Beginn des Folgejahres eine Jahresspendenbescheinigung zu.

Fördermitgliedschaft

Die Fördermitgliedschaft bei medico sieht keine Projektbindung vor. Vielmehr unterstützen Sie damit unsere gesamte Projekt- und unsere unabhängige Öffentlichkeitsarbeit. Die re-

gelmäßigen Beiträge unserer Fördermitglieder ermöglichen es uns, langfristige und verbindliche Projektkooperationen einzugehen, aber auch flexibel zu reagieren, wenn akute Hilfe notwendig ist. Der jährliche Förderbeitrag liegt bei mind. 120 €. Das wäre z.B. der relativ kleine Betrag von 10 € monatlich. Für Leute mit wenig Geld (Auszubildende, Erwerbslose, Studierende) beträgt der jährliche Förderbeitrag 60 €. Für alle regelmäßigen Spenden (Fördermitgliedsbeiträge, Einzugsermächtigungen und Daueraufträge) schicken wir Ihnen jeweils im Januar des darauffolgenden Jahres eine Sammelbestätigung zu, auf der alle Spenden des Jahres aufgeführt sind.

Spendenquittungstelefon:

Tel. (069) 944 38-11, Fax: (069) 944 38-15 oder E-Mail: info@medico.de

Bankverbindung:

medico international, Spendenkonto 1800, Frankfurter Sparkasse, BLZ 500 502 01

Vielen Dank, dass Sie unsere Arbeit mit einer Spende unterstützen! medico international ist gemeinnützig und Ihre Spende ist steuerlich absetzbar.

impressum

Herausgeber:
medico international
Burgstraße 106
D-60389 Frankfurt am Main

Tel. (069) 944 38-0
Fax (069) 43 60 02

E-Mail: info@medico.de
Internet: www.medico.de

Spendenkonto: 1800
Frankfurter Sparkasse
BLZ 500 502 01

Redaktion:
Katja Maurer (verantwortl.),
Thomas Gebauer, Martin Glasenapp

Lektorat:
Reinhard Arendt

Gestaltung:
Andrea Schuldt

Hinweis:
Die Bilder auf den Seiten 21 und 22 stammen aus der Ausstellung: „In Farbe! - Palästina fotografiert von den Fotografen der American Colony 1898-1931“ im Jüdischen Museum München (noch bis zum 24.01.2010).
Infos unter: www.juedisches-museum-muenchen.de



Hans Keilson: Glückwunsch dem 100-Jährigen



Am 12. Dezember 2009 wird Hans Keilson 100 Jahre alt. Als er noch nicht ganz 88 Jahre alt war, rief ich ihn einmal aus dem medico-Büro in Frankfurt an. Ich arbeitete damals für medico international in Angola. Ein Teil der Arbeit bezog sich auf die Demobilisierung von Kindersoldaten. Wir überlegten, in Mitteleuropa eine Rundreise zu diesem Thema zu machen. Am Telefon war Keilson zögerlich – jeden Abend eine Veranstaltung in einer anderen Stadt, das schien dem fast 88-jährigen anstrengend zu sein. Doch als ich ihm sagte, dass auch Boia Efraime, ein Psychologe aus Mosambik, dabei sein werde, vergaß er die Anstrengung: „Das ist ja toll. Da kann ich ja etwas lernen!“ Und er suchte in seinem Kalender nach freien Terminen. Die Rundreise fand 1997 statt.

Keilson hatte uns mit seinem Paradigma der „sequentiellen Traumatisierung“ einen Weg gewiesen in der Arbeit mit Kindersoldaten. Es war die Erfahrung der psychotherapeutischen Arbeit mit Kindern in den Niederlanden, wohin Keilson vor den Nazis geflohen war, die ihn sein Paradigma entwickeln ließ. Die Kinder kamen entweder aus den Konzentrations- und Vernichtungslagern zurück oder aus den Verstecken, in denen ihre deportierten Eltern sie zurückgelassen hatten. Mit der Befreiung erfuhren sie, dass sie zu Waisen geworden waren. Sie lehrten Hans Keilson, dass ein psychisches Trauma weniger ein Ereignis als ein Prozess ist, dass das Ende des Krieges für sie nicht der Anfang einer „posttraumatischen“ Situation war, sondern eine neue traumatische Sequenz.

Keilson hat auch Romane, Gedichte und wissenschaftliche Werke geschrieben, Violine und Trompete gespielt, und eine Ausbildung als Sportlehrer. Er ist ein nachdenklicher und umfassend gebildeter Intellektueller in einer Weise, wie es nur noch selten vorkommt. Keilson läßt sich nicht vereinnahmen für eine Ideologie. Das kritische Denken war und ist für ihn nicht etwas, das die Aktivität behindert oder aufhält. Im Februar 1945 schrieb er einen Aufsatz mit dem Titel „Ein leises Unbehagen“. Das Unbehagen bezog sich in diesem Fall auf die Bombardierungen deutscher Städte durch die Alliierten. Der das schrieb, war ein Mann im Widerstand gegen die Nazis und gegen die Besetzung der Niederlande. Unbehagen war nicht gleich Zaudern. „Die Bomben fallen... und selbst uns, die wir auf Seiten der großen Allianz und gegen Deutschland stehen, ist dies ein Zeichen, dass selbst in diesem Krieg die beste Sache, von der wir glauben, dass wir sie vertreten, nicht so gut ist, dass sie uns ein Unbehagen erspare. Und das ist gut so.“

*Ralf Syring
Kinshasa, November 2009*

**Zwischen dem Starken und dem Schwachen
ist es die Freiheit, die unterdrückt, und ist es
das Gesetz, was befreit.**

Jean Baptiste Henri Lacordaire



- Vorfall auf See: 15/10/2007, 21.48 Uhr, 5 sm vor Sizilien: Dieses hölzerne Fischerboot mit Innenmotor und 32 Menschen an Bord wurde durch die italienische Küstenwache aufgebracht. Das Boot wurde konfisziert und die papierlosen Migranten der Immigrationspolizei übergeben.

Aus der Serie: „Maritime Incidents“ von Heiko Schäfer, www.guteaussichten.org



medico international